



## Rezensionen und Anzeigen

*Sonja Schreiner:* Daniel F a l l m a n n, *Der Rand der Welt. Die Vorstellungen der Griechen von den Grenzen der Welt in archaischer und klassischer Zeit.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2024. (Hypomnemata. 220.) 501 S. Ill. ISSN 0085-1671. ISBN 978-3-525-30240-8 32

*Alfred Dunshirn:* Melissa K u n z, *Der Traum in der griechischen Philosophie. Von der archaischen Zeit bis zum frühen Hellenismus.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. (Hypomnemata. 222.) 548 S. ISSN 0085-1671. ISBN 978-3-525-30299-6 34

*Herbert Bannert:* *Die Olympiasieger der Antike. Griechisch-lateinisch-deutsch. Übersetzt und kommentiert von Klaus H a l l o f.* Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2025. (Sammlung Tusculum.) 1124 S. ISBN 978-3-11-914899-3. e-ISBN (PDF) 978-3-11-170548-4 36

*Herbert Bannert:* Benjamin A l l g a i e r, *Embedded Inscriptions in Herodotus and Thucydides.* Wiesbaden: Harrassowitz 2022. (Philippika. Altertumswissenschaftliche Abhandlungen. Contributions to the Study of Ancient World Cultures. 157.) VIII + 197 S. ISSN 1613-5628 ISBN 978-3-447-11791-3. eISSN 2701-8091. eISBN 978-3-447-39257-0 39

*Sonja Schreiner:* Jochen A l t h o f f – Diego D e B r a s i – Sabine F ö l l i n g e r – Georg W ö h r l e (Hg.), *Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption 35.* Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2025. 358 S. Ill. ISBN 978-3-98940-081-8. ISSN 0942-0398 41

*Sonja Schreiner:* Fabia N e u e r b u r g, *Erzählte Reisen. Griechische Philosophen und Wissenschaftler unterwegs. Eine narratologische und motivgeschichtliche Untersuchung.* Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2025. (AKAN-Einzelschriften. 15.) 244 S. ISBN 978-3-98940-074-0 46

*Sonja Schreiner:* Ronald T. R i d l e y, *Marcus Furius Camillus, fatalis dux. A documentary study.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2024. (Studien zur Alten Geschichte. 37.) 257 S. Ill. ISBN 978-3-949189-81-4 48

*Ekkehard Weber*: Florian Rudolf Forster, Der Senat im frühen Rom. Die Entwicklung des Ratsgremiums von der Königszeit bis zur *lex Ovinia*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2025. (Studien zur Alten Geschichte. 38.) 246 S. Ill. ISBN 978-3-911065-12-2 51

*Heiko Ullrich*: Gail Trimble, Catullus, Poem 64. Edited with an Introduction, Commentary, and Epilogue. Cambridge: Cambridge University Press 2025. (Cambridge Classical Texts and Commentaries. 66.) XI + 890 S. ISBN 978-1-10-701859-4. e-ISBN 978-1-13-908821-3 52

*Gottfried Kreuz*: Margot Neger – Spyridon Tzounakas (Hg.), Intertextuality in Pliny's *Epistles*. Cambridge: Cambridge University Press 2023. XI + 342 S. ISBN 978-1-009-29476-8 57

*Sonja Schreiner*: Meike Rühl – Gabriel Simeoneit (Hg.), Literarische Fiktionalität in der Vormoderne. Beiträge zu Problemen und Perspektiven. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2025. 151 S. ISBN 978-3-515-13832-1 (Print). ISBN 978-3-515-13836-9 (E-Book). DOI 10.25162/9783515138369 59

*Sonja Schreiner*: Bernd Kollmann, Frühes Christentum und antike Sklaverei. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. (Biblich-Theologische Studien. 197.) 250 S. ISSN 0930-4800. ISBN 978-3-525-56562-9 63

*Sonja Schreiner*: Johannes von Salisbury (1115/20–1180). *Metalogicon*. Eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Helga Köhler. Stuttgart: Hiersemann Verlag 2025. (Bibliothek der Mittellateinischen Literatur. 19.) XXXVI + 292 S. ISSN 1862-1554. ISBN 978-3-7772-2310-0 65

*Sonja Schreiner*: Christine Schmitz, Mythen und kein Ende. Zum Umgang mit Mythen in der lateinischen Literatur der Spätantike. Stuttgart: Anton Hiersemann 2025. (Standorte in Antike und Christentum. 13.) ISSN 2190-8141. 257 S. ISBN 978-3-7772-2312-4. eISBN 978-3-7772-2507-4 67

*Doris Vickers*: Veronika Führer (Hg.), Das Tagebuch des Astronomen Johann Friedrich Julius Schmidt 1862–1882. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2025. (TRANSCRIPTIONES. 2.) 460 S. Ill. DOI: [10.1515/9783111405070](https://doi.org/10.1515/9783111405070) 69

*Nina Aringer*: Christian Lung, *Coniuratio Catilinae*. Ein Comic als Sallust-Lektüre. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. 64 S. Ill. ISBN 978-3-525-70019-8 71

*Nina Aringer*: Michael Feller, Lateinischer Reiseführer. Exkursionen und Studienfahrten mit Latein-Effekt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. 68 S. Ill. ISBN 978-3-525-71166-8 72

*Giovanna Alvonì*: Chiara Riccardi, Tradurre dal greco e dal latino. Milano: LED Edizioni Universitarie di Lettere Economia Diritto 2025. (Strumenti e sintesi. 10.) 110 S. ISSN 3035-3092. ISBN 978-88-5513-186-5 72

Herausgeber: *Herbert Bannert*

Fachberatung und wissenschaftliches Lektorat: *Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner* | Titelbild: *Sonja Reisner – Raimund Merker*

Rezensionsangebote erbeten an: [klass.phil.rezensionen@univie.ac.at](mailto:klass.phil.rezensionen@univie.ac.at)

Daniel Fallmann, *Der Rand der Welt. Die Vorstellungen der Griechen von den Grenzen der Welt in archaischer und klassischer Zeit.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2024. (Hypomnemata. 220.) 501 S. Ill. ISSN 0085-1671. ISBN 978-3-525-30240-8

Der umfangreichen Monographie liegt, wie der Danksagung zu entnehmen ist, die 2021 an der LMU München angenommene Dissertation des Verfassers zugrunde. Eine ausführliche Einleitung und ein konziser Schluss rahmen vier Großkapitel („Die Grenzen von Himmel und Erde“; „Die Grenzen der Oikumene“; „Jenseitige Welten“; „Der Rand und seine Bewohner“). Überlegte Untergliederung in überschaubare Einheiten, an deren Ende jeweils ein Fazit steht, die allesamt – der Komplexität der Materie geschuldet – nochmals in Zusammenfassungen münden, sorgen für ebenso angenehme wie nachhaltige Lektüre und erleichtern die Vernetzung der einzelnen Abschnitte.

Daniel Fallmann arbeitet sich – ausgehend von einem Vergleich mit Terry Pratchetts *Scheibenwelt* – systematisch an die Ränder vor: An den Anfang seiner Einleitung stellt er (mit viel Literatur) „Forschungsstand“ und „Zielsetzung und Fragestellung“, fixiert den „[z]eitliche[n] Rahmen“ (8.–4. Jh. v. Chr.), definiert seine Quellen (mit Ausblicken ins 1. Jh. v. und n. Chr.) und bespricht überdies „Sprache, Begriffe und Formalia“ – von der philosophischen Durchdringung über die männliche Perspektive bis zur Definition von Griechen und anderen Ethnien –, um schließlich „[d]ie Grenzen und das Äußerste der Erde“ (mit einem besonderen Stellenwert des Okeanos) zu bestimmen, „Bilder von den Rändern“ zu entwerfen (beispielsweise generiert aus Vasenbildern) und „[d]ie Ränder der bekannten Welt“ festzulegen (in Abgrenzung von der Oikumene und mit der Benennung aller Unsicherheiten, die mit den unerforschten Regionen verbunden sind). Fallmann entwirft als Grundregel (30): „Nur wenn der Rand explizit genannt wird oder eindeutig auf ihn verwiesen wird, können wir einigermaßen sicher sein, dass wir uns in den Texten und Bildern am Rand der Welt bewegen.“

„Die Grenzen von Himmel und Erde“ sind den Vorstellungen von der Weltgestalt in Klassik und Archaik gewidmet. Fallmann illustriert diese mythischen Weltbilder mit zahlreichen Texten (mit Passagen aus Hesiod und aus Homer und mit verschiedenen Fragmenten, z.B. von Pytheas von Massilia, Pindar oder Pherekydes) und mit bildlichen Darstellungen, die die Allgegenwart der Thematik im Alltag der Menschen zeigen und Vorläufer wissenschaftlicher Erklärungsmodelle naturwissenschaftlicher Thematiken sind (61): „Der Rand der Welt ist in diesem Weltbild also tatsächlich der Rand der gesamten Welt, da er zugleich den Rand der Erdscheibe, des Himmels und der Unterwelt bildet. Er ist der kosmische Rahmen einer geschlossenen Welt und spielt daher eine wichtige Rolle in den mythischen Erklärungen kosmologischer und astronomischer Phänomene.“ In einem nächsten Schritt wendet sich Fallmann der ionischen Naturphilosophie zu, referiert eine Fülle von Positionen von Anaximander über Heraklit bis Pythagoras und betont die parallele Existenz mythischer und naturphilosophischer Vorstellungen; darin liegt eine konsequente Weiterentwicklung des Nebeneinanders unterschiedlicher im Mythos verankerter Welterklärungsmodelle. Viel Raum widmet der Verfasser der Weiterentwicklung des Weltbildes von der Scheibe zur Kugel (z.B. bei Platon und Aristoteles), wobei die Weltränder nach wie vor Bedeutung hatten, (73) „da sich zwar die Gestalt der Erde und des Kosmos verändert hatte, nicht aber der geographische Horizont der Griechen. Im Verhältnis zur Erdkugel und dem Weltraum war der Ausschnitt sogar kleiner geworden. Der geographische Horizont wurde nicht mehr zu einer physischen Grenze

erhoben. Vielmehr war es den Griechen nun möglich, zwischen verschiedenen Rändern zu unterscheiden, nämlich zwischen dem Rand des ihnen bekannten Ausschnitts auf der Erdkugel und dem Rand des Weltraumes. Es existierte für sie nun sowohl ein kosmischer als auch ein geographischer Rand.“ Folgerichtig entfaltet Daniel Fallmann daraus das Konzept von Zentrum bzw. Nabel vs. Ränder und entwickelt aus den dargestellten Modellen die Basis für seine weiteren Ausführungen.

„Die Grenzen der Oikumene“ definieren sich als (87) „Ränder der bewohnten Welt“. Auch hier gibt es unterschiedliche Auffassungen: von einer rein griechischen Oikumene bei Demosthenes bis zum Einbezug von Nicht-Griechen bei Herodot. Ausführlich widmet sich Fallmann (93) „Randvölkern“, die – etwa bei Hesiod – in Katalogen zusammengefasst sind: „Die Mischung aus Fabelvölkern und wirklichen Völkern bzw. Namen, die in späteren Texten mit wirklichen Völkern in Verbindung gebracht wurden, zeigt uns deutlich, dass der Rand in den Katalogen als nur noch vage bekannter Raum erscheint.“ Dazu kommt zusehends die Vermischung mythischer, künstlerisch-literarischer und realer Elemente im Zuge von Wissenszuwachs (z.B. bei den Aithiopen oder den Skythen). Detailliert präsentiert Daniel Fallmann Völker, bewohnbare, bekannte und erreichbare (befahrbare) Welt, geometrisch-symmetrische Weltbilder, (lebensfeindliche) Klimazonen und unterschiedlich zuverlässiges Wissen – von der Autopsie bis zur Auswertung von Quellen (131): „Die Ränder der Oikumene waren in den Vorstellungen der Griechen nicht nur durch die Wasser eines großen Weltmeeres begrenzt. Auch öde Gegenden, die aufgrund großer Hitze oder Kälte unbewohnbar waren, erstreckten sich dort. Diese Zonen an den Rändern grenzten die Oikumene als bewohnbare Welt vom Rest der Oberfläche der Erdkugel ab. Die Beobachtung von widrigen klimatischen Bedingungen oder Wüsten in den weit entfernten Gegenden der Oikumene hat diese theoretischen Überlegungen beeinflusst. Nicht selten wurden derartige Beobachtungen verallgemeinert und eine klimatische Grenze dort gesetzt, wo auch der geographische Horizont der Griechen endete. In den Vorstellungen von Rändern mit widrigem Klima zeigt sich deutlich der Nostrozentrismus der Griechen.“ (Der Terminus ‚Nostrozentrismus‘ spielt in den Ausführungen wiederkehrend eine wichtige Rolle.) Natürliche Grenzen wie Bergketten oder Flüsse und Verkehrswege wie Ozeane bekommen viel Raum, wobei sagenumwobene Gegenden wie Thule, die Existenz von Meeresungeheuern und die Gefahren der Seefahrt ebenso Konstanten sind wie Beschäftigung mit den Fahrtrouten der Argonauten und der Mannschaft des Odysseus oder mit den Wanderungsbewegungen der Amazonen, wobei Strabon und Eratosthenes von (183) „Exokeanismus“, der bewussten Versetzung der mythologischen Abenteuer in den erfundenen Raum, ausgehen. Parallel dazu haben Korrekturen und Aktualisierungen mythischer Erzählungen stattgefunden: Das Bewusstsein, dass sich der Horizont im Lauf der Jahrhunderte geweitet hatte, war vorhanden.

Das Kapitel „Jenseitige Welten“ behandelt den (189) „Rand als Übergangsraum“. Fallmann beginnt bei der Unterwelt und erweitert den Radius in weiterer Folge auf Aia, auf die Hyperboreer, auf Atlantis und auf die Antipoden. Zu diesen (223) „Hypothesen“ und „Ideen von jenseitigen Ländern“ gehören als fixer Bestandteil Heldenreisen – insbesondere ins Reich der Toten: „Die Hilfe der Götter und besondere Hilfsmittel, insbesondere eine besondere Art der Fortbewegung, waren in den Vorstellungen der Griechen dafür notwendig.“ Fallmann exemplifiziert das anhand vieler textlicher und bildlicher Zeugnisse, wodurch große Teile des Kapitels zu einem lehrreichen Exkurs in die Literatur-, Mythologie- und Kunstgeschichte werden. Hinzu tritt die Religionsgeschichte, da mit den Reisen ins Jenseits der Aspekt der Metaphysik untrennbar verbunden ist.

„Der Rand und seine Bewohner“ greift noch einmal (273) „[d]ie nostrozentrische Welt-sicht der Griechen“ auf und auf antike Kulturentstehungslehren aus. Mischwesen, „Wilde“ und Zivilisierte stehen ebenso im Zentrum wie paradisiische Lebensumgebungen im Gegensatz zur Notwendigkeit (317) „zivilisatorische[r] Errungenschaften“ als Ausgleich zum Schlaraffenland und/oder dem Goldenen Zeitalter, spezielle Ernährungsweisen (von Kannibalismus bis zu Veganismus) und besondere Lebensformen, (352) „[a]lternative Gesellschaftsentwürfe“ und (417) „Vermonsterung“. Im Wesentlichen ist das gesamte Kapitel ein facettenreicher ethnographischer Exkurs, wobei Randbewohner\*innen keineswegs automatisch negativ konnotiert sind und aufgrund von Leerstellen in der (bildlichen) Darstellung viel Spielraum für Phantasie bleibt: „Mehr Freiheiten in der Darstellung hatten v. a. die Autoren ethnographischer Texte. Sie erfanden manche Wesen selbst, überzeichneten das, was sie selbst oder andere auf Reisen gesehen hatten, oder griffen bereits bestehende Motive auf und entwickelten diese weiter. Auf diese Weise entstand ein großes Korpus an phantastischen Völkern, das kontinuierlich erweitert wurde und schließlich über die NATURGESCHICHTE des Plinius den Weg ins Mittelalter fand.“

Diese Kontinuität beherrscht Daniel Fallmanns Schlussbetrachtung, v.a. den Abschnitt (427) „Kein Ende in Sicht“: „Die Vorstellung von Rändern der Welt blieb auch über die Antike hinaus, das ganze Mittelalter und die frühe Neuzeit hindurch, bestehen. Erst im 19. Jhd. war der gesamte Erdball erkundet und einem Großteil der Menschen bekannt. Von da an gab es für die Menschheit auf der Erde keine Ränder mehr, die die Grenzen des geographischen Horizonts markierten. Doch die Grenzen der Wahrnehmung bestanden fort.“ Fallmann zeigt das eindrücklich an der (428) „Zeit der Entdeckung und Erkundung der Neuen Welt durch die Europäer“ und an den (430) „Ränder[n] unserer eigenen Wahrnehmung“, auch wenn „es keine weißen Flecken in unseren Vorstellungen bzw. mentalen Karten der Welt“ gibt. Unsere Grenzen haben sich nach Fallmann ins Universum verschoben (431): „Und wir können nur rein hypothetisch, wie der griechische Philosoph Archytas von Tarent, fragen, was passieren würde, wenn jemand, der am Rand des Universums stünde, die Hand über diesen Rand hinaus aus<s>treckte. Die unbekanntes Weiten des Universums sind der neue Rand der Welt, der im Science-Fiktion-Genre ähnlich wie der Rand der Welt der Griechen phantasiervoll ausgestaltet wird.“

Ein gut sortiertes und mehr als fünfzig Seiten umfassendes Literaturverzeichnis, Abbildungsnachweise und ein Register beschließen den monumentalen Band, der etwas an sich Unmögliches geschafft hat: nämlich die Ränder dauerhaft ins Zentrum zu rücken.

*Sonja Schreiner*

Melissa Kunz, *Der Traum in der griechischen Philosophie. Von der archaischen Zeit bis zum frühen Hellenismus*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. (Hypomnemata. 222.) 548 S. ISSN 0085-1671. ISBN 978-3-525-30299-6

Diese umfassende Studie bietet die erste Gesamtdarstellung der Traumtheorien in der griechischen Philosophietradition von den Vorsokratikern bis zu Epikur. Melissa Kunz gliedert ihre Arbeit – eine überarbeitete Fassung ihrer 2021 an der Universität Leipzig angenommenen Dissertation – nicht streng chronologisch, sondern nach verschiedenen thema-

tischen Aspekten, unter denen das Phänomen ‚Traum‘ von den frühgriechischen Denkern reflektiert wurde.

Im Zentrum stehen drei thematische Komplexe: 1. Träume als Vermittlung zwischen Menschen, Göttlichem und empirischer Welt, 2. der Traum als Selbsttätigkeit der Seele (mit Einbezug schamanistischer Traumkonzeptionen), 3. Träume als Folge einer Änderung der physiologischen Konstitution. Innerhalb dieser Komplexe folgt die Analyse der zeitlichen Abfolge der jeweiligen Autoren.

Den Auftakt bildet ein Kapitel über Parmenides, welches als das am wenigsten plausible erscheint. Kunz deutet die im Proömium seines Gedichts geschilderte Fahrt als Offenbarungstraum (57–75). Diese Interpretation stützt sich auf Indizien, die jedoch weniger eindeutig erscheinen, als von der Autorin behauptet. Angesichts des parmenideischen Anliegens, die Grenzen menschlicher Meinungen zu überschreiten, scheint es plausibler, die Fahrt als symbolische Überwindung auch des Gegensatzes von Wachen und Träumen zu interpretieren. Nimmt man zum Beispiel mit Riccardo Di Giuseppe (*Le Voyage de Parménide*, Paris 2011, 187f.) an, dass der Berichterstatter (sei es Parmenides selbst oder ein nicht näher bestimmter Jüngling) von einer zirkulären Fahrt erzählt, die 24 Stunden dauerte und ihn als Transformierten zum Ausgangspunkt seiner Reise zurückführte, so ist anzunehmen, dass das erzählende ‚Ich‘ die Gegensätze hinter sich gelassen hat, welche die Welt der menschlichen Doxa bestimmen.

Was die allgemeine Vorgehensweise betrifft, so wirkt zunächst Kunz’ methodische Orientierung an einem vergleichsweise späten Autor wie Poseidonios überraschend (vgl. „Gesamtkonzeption“, 30f.). Angesichts der zentralen Rolle von Platon und Aristoteles in ihrer Untersuchung mag es verwundern, dass ein Stoiker – mit seiner stark von der Spontaneität der Seele geprägten Erkenntnistheorie – als strukturelles Bezugssystem dient. Im Verlauf der Studie erweisen sich jedoch die von Poseidonios (nach Ciceros Darstellung) entwickelten drei Modi göttlicher Traumgabe als tragfähiges Ordnungsmodell (32f.). Demgemäß werden unterschieden: Träume als Ausdruck der Seele, Träume durch vermittelnde Instanzen (z.B. Dämonen oder Bilder) und Träume durch unmittelbaren Kontakt mit göttlicher oder empirischer Realität.

Besonders überzeugend gelingt Kunz im zweiten und umfangreichsten Kapitel (77–356) zur „Traumvermittlung“ die Herausarbeitung intersystematischer Bezüge zwischen den Traumkonzeptionen der atomistischen sowie der platonisch-aristotelischen Tradition. Die Einbeziehung medizinischer Literatur ermöglicht es ihr, Entwicklungslinien schlüssig nachzuzeichnen. Teilweise bleibt der unmittelbare Textzusammenhang jedoch unberücksichtigt oder wird erst nachträglich erschlossen. So etwa bei der Verbindung platonischer Traumaussagen mit der Traumtheorie Demokrits: Die einschlägigen *Theaitetos*-Passagen werden zunächst so referiert, als handele es sich um Platons eigene Position (161f.). Erst im weiteren Verlauf der Analyse wird klar, dass Sokrates im *Theaitetos* lediglich mögliche Deutungen der Phänomene Wahrnehmung und Traum auf Basis einer radikalen Flusstheorie skizziert (166).

Besondere Zustimmung dürfte Kunz’ Analyse der Schwerpunktverlagerung in Aristoteles’ Werk finden: Von einer spirituell geprägten Sicht des Traums in den esoterischen und ethischen Schriften lässt sich ein Übergang zu einer physiologisch-naturwissenschaftlichen Deutung in den späten Abhandlungen (z. B. *De insomniis*) nachweisen. Ihre Auseinandersetzung mit der Forschung erlaubt hier auch eine differenzierte Neubewertung der sogenannten „Spiegelgeschichte“: Aristoteles verfolgt offenbar eine empirisch fundierte Erklärung für

die rote Färbung von Spiegelbildern (217f.), weshalb diese Passage nicht als unecht verworfen werden sollte.

Die Rekonstruktion der epikureischen Traumtheorie gelingt trotz schwieriger Quellenlage überzeugend. K u n z trägt hier nicht nur zur Traumforschung, sondern auch zur Interpretation des epikureischen Götterbildes bei. Entgegen der verbreiteten Ansicht einer abstrakt-intellektualistischen Göttervorstellung im Epikureismus macht sie plausibel, dass die Götterbilder auf sich von Individuen ablösende *eidola* zurückgehen könnten – eine Konzeption, die bis in die epische Traumtradition zurückreicht.

Im Abschnitt zu den schamanistischen Träumen behandelt K u n z orphisch-pythagoreisch beeinflusste Theorien und geht dabei auch auf Heraklits ambivalente Aussagen zum Traum ein. Ausgehend von diesen entwickelt sie ein Verständnis des Träumens und Wachens als metaphorische Illustration des philosophischen Erkenntnisprozesses im antiken Diskurs.

Abschließend kehrt die Studie mit dem Kapitel zu physiologisch bedingten Träumen wieder in den stärker naturwissenschaftlich-medizinischen Bereich zurück. Dank ihrer umfassenden Analyse der literarischen Quellen und fundierten Einordnung in die Fachliteratur bietet K u n z' Werk eine solide Grundlage für weiterführende Untersuchungen zum Traumphänomen – auch in Bereichen wie griechischer Dichtung oder Historiographie.

*Alfred Dunshirn*

Die Olympiasieger der Antike. Griechisch-lateinisch-deutsch. Übersetzt und kommentiert von Klaus Hall of. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2025. (Sammlung Tusculum.) 1124 S. ISBN 978-3-11-914899-3. e-ISBN (PDF) 978-3-11-170548-4

Dieser Band der *Sammlung Tusculum* ist wohl einer der umfangreichsten, die je gedruckt wurden. Geboten wird nicht nur ein Verzeichnis, eine Liste der bekannten Olympiasieger (es gab in jeder Disziplin immer nur einen S i e g e r – es wurde nicht die Zeit gemessen, sondern die Position der Kontrahenten zueinander, wie schon bei den Wettspielen zu Ehren des Patroklos in der *Ilias* –, weitere Plätze sind nur in einigen wenigen Zeugnissen angeführt), sondern eine umfassende Zusammenstellung aller die Olympischen Spiele der Antike betreffenden Zeugnisse, vom ersten Sieger, Koroibos aus Elis, im Stadionlauf 776 v. Chr. (Nr. 1), bis zum letzten, M. Aurelius Zopyros aus Athen, im Faustkampf der Knaben, bei den 291. Spielen 385 n. Chr. (Nr. 586; zum Ende der Spiele gibt es unterschiedliche Nachrichten: genannt wird auch die 293. Olympiade im Jahr 393 n. Chr. oder die 307. Olympiade 449 n. Chr.): Die Spiele endeten, weil der Zeustempel in Olympia unter Theodosius II. (reg. 408–450) abbrannte (496–497).

Klaus Hall of, der Herausgeber und Übersetzer, langjähriger Leiter der an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften angesiedelten Arbeitsstelle und Herausgeber mehrerer Bände der *Inscriptiones Graecae*, darunter der Neubearbeitung der Inschriften von Olympia (deren Auswahl, Anordnung und Übersetzungen für diesen Band jeweils benützt wurden), beschreibt Absicht und Ziel der Sammlung im Vorwort (6): „Die vorliegende Sammlung will nicht nur die früheren auf den neuesten Stand bringen, sondern alle bis jetzt bekannten, die antiken Olympioniken betreffenden Texte erstmals vollständig im originalen Wortlaut und in Übersetzung vorlegen. Das sind nicht nur die Texte, die das Siegen selbst betreffen, sondern alle, die die Athleten in ihrem historischen und sozialen Umfeld zeigen. Hin-

zugefügt sind alle erhaltenen Fragmente antiker Olympionikenlisten und Olympiadenchroniken sowie zahlreiche Zeugnisse über die Spiele, ihre Organisation, die Schiedsrichter, Zuschauer und Sportler.“

Der Aufbau des Werks gibt auch einem Überblick über das erhaltene, auf die Wettkämpfe in Olympia bezogene Material (7): (1.) Olympioniken mit datierten Siegen; (2.) Olympioniken mit nicht datierten Siegen; (3.) Olympioniken unbekannter Zeit; (4.) Zyklussieger; (5.) Olympiasieger in anderen Olympischen Spielen; (6.) Olympiasieger auf musischem Gebiet, zweifelhafte und falsche Olympiasieger; (7.) Antike Olympionikenlisten; (8.) Antike Olympiadenchroniken; (9.) *Varia Olympica* (ergänzende Texte zu den Bewerbungen, deren Ordnung, Geschichte und Entwicklung sowie Informationen zu den Wettkampfstätten). Fünf aufgefächerte Indices (Namen, Heimorte, andere Namen und Orte außer Olympia, sowie ein umfangreiches Quellenverzeichnis) ermöglichen eine Suche in allen Details. (Zur – antiken und modernen – Verwendung der Begriffe ‚olympisch‘, ‚Olympische Spiele‘ und ‚Olympionike‘ etc. s. 33f.)

Die Zusammenstellung umfasst nicht nur direkt auf die Bewerbe bezogene Daten, sondern auch alle zu einzelnen Ereignissen erreichbaren – inschriftlichen, literarischen und auf Papyri erhaltenen – Angaben, jeweils mit Text und Informationen zum Text sowie Übersetzung und erläuternden Anmerkungen. Die einzelnen Eintragungen sind durchnummeriert (und gut zitierbar), der griechische Text ist mit den wichtigsten Daten versehen und textkritisch bearbeitet. Zur deutschen Übersetzung werden zusätzliche Informationen geboten und mit weiterführenden Querverweisen versehen. Besonders sorgfältig wiedergegeben sind die inschriftlichen Texte, zu denen in der Regel auch eine Beschreibung des Materials beigegeben und die Fundumstände kurz erläutert werden.

Alle Texte wurden vom Herausgeber neu übersetzt. Dies hat den Vorteil, dass unterschiedliche Textsorten – literarische Texte, Dichtung, Inschriften, Geschäftstexte auf Papyri – trotz der großen und sehr differenten Textmenge homogen und dem Genus entsprechend jeweils in einheitlichem Stil in moderner, gut zu lesender Sprache präsentiert werden – zweifellos eine erfolgreiche Leistung des Übersetzers (vgl. 47f.).

In Olympia wurde nur in gymnischen und hippischen Wettbewerben gekämpft. Musische Agone, wie sie bei den panhellenischen Spielen in Nemea, am Isthmos und in Delphi (und bei den Olympischen Spielen der Neuzeit von 1912 bis 1948) das Sportprogramm ergänzten, gab es nicht. Mit einer bemerkenswerten Ausnahme: Ab der 96. Olympiade (396 v. Chr.) war vor dem Beginn der eigentlichen Veranstaltung ein Agon der Herolde und Trompeter angesetzt, dessen Sieger dann bei den folgenden Wettkämpfen ihre Aufgaben zu erfüllen hatten. Man hat also für ohnedies notwendige Funktionen einen Wettbewerb veranstaltet und so auch bei der Auswahl dieser Funktionäre das agonistische Prinzip zugrundegelegt. Interessant auch, dass ab der 10. Olympiade (372 v. Chr.), als einer der Hellanodiken, der Kampfrichter, also einer der wichtigsten Funktionäre der Spiele, selbst mit dem Zweigespann antrat und siegte, von der Polis Elis die Bestimmung erlassen wurde, dass ab sofort amtierende Hellanodiken von den Bewerbungen ausgeschlossen sind (Pausanias 6,1,4–5; Nr. 290 auf S. 288ff.). Frauen waren zu den Wettkämpfen nicht zugelassen, konnten aber als Olympiasiegerinnen geehrt werden, da bei den Pferde- und Wagenrennen nicht die Reiter oder Wagenlenker, sondern die Besitzer der Pferde siegreich waren (34f. Anm. 54).

Da Olympiasieger in ihrer Heimat belohnt wurden, hohes Ansehen und Prominentenstatus hatten und etwa in Athen an die Tafel der Prytanen eingeladen waren, erhielten sie Informationen, die ihnen für eine spätere politische Karriere nützlich sein konnten. Ein bekanntes Bei-

spiel ist der Athener Kylon, der in der 35. Olympiade (640 v. Chr., Nr. 55) im δίαυλος siegte und im Jahre 632 dann, mit Hilfe seines Schwiegervaters Theagenes, des τύραννος von Megara, in Athen eine τυραννίς errichten wollte – und damit scheiterte, was zu folgenreichen Unruhen, politischen Veränderungen und schließlich zu den Reformen des Solon führen sollte. Oder, mehr als 200 Jahre später, Alkibiades aus Athen, der in der 91. Olympiade (416 v. Chr., Nr. 258) mit dem Viergespann und damit in der aufwändigsten, kostspieligsten und prestigeträchtigsten Disziplin siegte. Es war dies eine Sensation, denn Alkibiades war mit insgesamt sieben (!) Gespannen angetreten, wie niemals jemand zuvor oder danach, und er hatte den ersten, zweiten und dritten (oder vierten) Platz belegt (und von Euripides ein Epinikion erhalten, Thukydides 6,16,2; Plutarch, *Alkibiades* 11,1–3). Es ist dies außerdem einer der wenigen Fälle, zu denen auch weitere Platzierungen genannt sind.

Der Band ist also, wie ersichtlich, nicht nur ein Nachschlagewerk, sondern führt auch zu Geschichten, Berichten und Anekdoten, die wir den Siegesliedern Pindars, vor allem aber den Darstellungen von Pausanias, Plutarch, Aelian und anderen verdanken und auf die die Leser\*innen in diesem Zusammenhang aufmerksam gemacht werden. So etwa die Geschichten um den berühmten Athleten Milon aus Kroton, der in der 62. Olympiade (532 v. Chr., Nr. 106) zum ersten Mal im Ringkampf siegte und insgesamt sechs Siege in Olympia, zehn bei den Isthmien und neun bei den Nemeischen Spielen errungen haben soll. Von ihm und seiner Körperstärke, die er immer wieder in der Öffentlichkeit demonstrierte, werden verschiedene Beispiele u.a. bei Pausanias berichtet: Er soll einen Granatapfel unbeschädigt fest umklammert gehalten haben, ohne dass jemand seine Finger auseinanderdrücken konnte; oder dass niemand imstande war, ihn wegzubewegen, während er auf einer eingefetteten Scheibe stand (Pausanias 6,14,6–8; zusammengestellt unter Nr. 106). Dies verweist auf eine bemerkenswerte Kontinuität solcher Geschichten bis zu den Olympischen Spielen der Neuzeit: Der Gewichtheber und zweifache Goldmedaillengewinner Leonid Iwanowitsch Schabotinski (geboren 1938 in Uspenska, Ukrainische SSR, Sowjetunion, gestorben 2016 in Saporischschja, Ukraine) erlangte besondere Berühmtheit, als er beim Einzug der Athleten bei den Olympischen Spielen im Jahr 1968 in Mexiko City als Flaggenträger des sowjetischen Teams die Fahne in der ausgestreckten linken Hand trug und sie hin- und herschwenkte, während alle anderen Athleten die ca. 20 kg schwere, an einem langen Stab befestigte Flagge mit beiden Händen und mit der Unterstützung einer Tragevorrichtung nur mit Mühe beherrschen konnten.

Dass es bei dieser aufwändigen, genauen und aus vielen und sehr unterschiedlichen Quellen gearbeiteten Zusammenstellung gelegentlich Fehler gibt, ist nicht zu vermeiden. Einige habe ich notiert: 6 (unten): mit dem „feierlichen Einzug“ ist wohl ein „eiselastischer“ gemeint (s. 34 und Glossar 1017); 32 Anm. 48: Verweis 1056f.; 35 Anm. 54 (aus 34): Die dort genannte Olympiasiegerin stammt aus Elis, der Verweis geht auf Nr. 824 bzw. 824–829; 176 Nr. 162: In der Ergänzung der Olympionikenliste POxy 222 (und auch auf S. 892) ist zu korrigieren: [Αἰγυ]νήτης; 147 Nr. 134 richtig „in der Olympiade vor dieser (*Ol.* 71)“. In der Bibliographie fehlt ein Standardwerk und sollte ergänzt werden: Julius Jüthner, *Die athletischen Leibesübungen der Griechen, Erster Teil: Geschichte der Leibesübungen*. Herausgegeben von Friedrich Brein, Wien 1965, und: *II. Einzelne Sportarten I. Lauf-, Sprung- und Wurfbewerbe*. Herausgegeben von Friedrich Brein, Wien 1968 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 249. Band, 1. Abhandlung, und 249. Band, 2. Abhandlung).

Es liegt fürwahr ein *opus magnum* auf dem Tisch. Ältere Sammlungen der einst reichhaltigen, nunmehr naturgemäß lückenhaften Zeugnisse aus der Antike zu Olympiasiegern wurden von Johann Heinrich Krause (1838), Hugo Förster (1892) und zuletzt und als Bezugstext von Luigi Moretti (1957) zusammengestellt. Alle diese Arbeiten werden vom Umfang, der Gründlichkeit der Aufarbeitung und der kommentierten Übersetzung des vorliegenden Buches übertroffen. Ein Standardwerk, das alles zusammenfasst, überprüft und neu und übersichtlich ordnet, was zu den Olympischen Spielen der Antike im weitesten Sinn an Überlieferung vorhanden ist. Dem Herausgeber Klaus Hallöf, der nicht nur für die Entdeckung neuer Inschriften (vor allem aus Olympia selbst), sondern auch für das wegweisende Grundkonzept der Sammlung, alle verfügbaren Texte und Mitteilungen in einem Corpus zu sammeln und mit deutscher Übersetzung und erklärenden Anmerkungen zu versehen, verantwortlich zeichnet, muss man ohne Einschränkung für die minutiöse Arbeit an diesem umfassenden und verlässlichen neuen Referenzwerk danken.

*Herbert Bannert*

Benjamin Allgair, *Embedded Inscriptions in Herodotus and Thucydides*. Wiesbaden: Harrassowitz 2022. (Philippika. Altertumswissenschaftliche Abhandlungen. Contributions to the Study of Ancient World Cultures. 157.) VIII + 197 S. ISSN 1613-5628 ISBN 978-3-447-11791-3. eISSN 2701-8091. eISBN 978-3-447-39257-0

Das Ziel der Arbeit, einer überarbeiteten Heidelberger Dissertation, ist es aufzuzeigen, in welcher Weise und mit welcher Absicht Herodot und Thukydides Inschriften als Dokumente in ihre Werke aufnehmen und als Quellen benützen. Dabei ist von vornherein zu beachten, dass Herodot – entgegen der von Cicero, *de legibus* 1,5 herrührenden rühmenden Bezeichnung als *pater historiae* – nicht als Historiker im eigentlichen Sinn gesehen werden kann. Allgair macht zu Recht darauf aufmerksam (6), dass das Werk des Herodot in erster Linie die von ihm selbst im ersten Satz vorgegebene Absicht hat, durch Augenschein geprüfetes Wissen zu einem bestimmten Zweck weiterzugeben: Ἡροδότου Ἀλικαρνησέος ἱστορίας ἀπόδεξις ἦδε, ὡς μήτε τὰ γενόμενα ἐξ ἀνθρώπων τῷ χρόνῳ ἐξίτηλα γένηται, μήτε ἔργα μεγάλα τε καὶ θωμαστά, τὰ μὲν Ἑλλήσι τὰ δὲ βαρβάροις ἀποδεχθέντα, ἀκλεᾶ γένηται, τὰ τε ἄλλα καὶ δι’ ἣν αἰτίην ἐπολέμησαν ἀλλήλοισι. – „Von Herodot aus Halikarnass die Darlegung seiner (historischen) Forschung vor Ort ist dies Folgende, damit weder das, was von Menschen geschaffen wurde, infolge der Zeit verschwindet, noch große und bewundernswerte Werke und Taten, die einerseits von Griechen, andererseits auch von Barbaren geleistet (vorgezeigt) wurden, ruhmlos werden, und außerdem noch, aus welchem Grund sie im Krieg gekämpft haben miteinander.“ (1,1). Herodot hat also keine ‚Geschichte‘ in dem Sinn verfassen wollen, wie es später Thukydides getan hat, sondern er wollte beschreiben und vergleichen und bestimmte Berichte durch Augenschein, Erkundung und Zeugenbefragungen, die ioni-sche ἰστορίη (das Wissen-Wollen, die Forschungsmethode des Herodot), verifizieren und ergänzen – daher auch seine stets bemühten ‚Interview-Fragen‘, begleitet von Stellungnahmen aus seinen eigenen Beobachtungen: „Ich bin verpflichtet zu berichten, was (mir) berichtet wurde, alles zu glauben bin ich jedoch nicht verpflichtet, und diese Ansicht soll für mein ganzes Werk gelten.“ (7,152; zur Autopsie von Inschriften vgl. Allgair 32–35). Da ja die einzelnen Bücher – λόγοι – zunächst als Vorträge konzipiert waren und erst später zu einem Ge-

samtwerk zusammengefügt wurden, kann man sehen, dass erst mit der zusammenhängenden und kontinuierlich berichteten Geschichte der Perserkriege am Ende des Werks sich das Ganze zu einem Geschichtswerk entwickeln konnte – angekündigt im letzten Teil des Einleitungssatzes, „und außerdem noch, aus welchem Grund sie im Krieg gekämpft haben miteinander.“ Aber auch Thukydides ist nicht als Historiker in modernem Verständnis zu sehen, da er seine Quellen nicht angibt, sondern sie selbst auswertet und nur seine Beurteilung der Ereignisse, ohne Diskussion, vorstellt (7). Die Verwendung von Inschriften, also Originaltexten, in den Werken der beiden Autoren muss also mit Blick auf diese Voraussetzungen beurteilt werden. Allgair weist mit guten Argumenten dementsprechend auch die seit längerem auf die Formulierungen des Proömiums (besonders ἐξίτηλα γένηται) gestützte These zurück, dass das Werk des Herodot – und womöglich auch das des Thukydides – vom literarischen Typus her insgesamt als ‚epigraphische‘ Texte, als monumentale Denkmäler konzipiert seien (17–21 und 89–91).

Grundlage der Arbeit ist es, die Bedeutung epigraphischer Dokumente in der klassischen Geschichtsschreibung zu erfassen (8). Behandelt sind inschriftliche Zeugnisse, die von den Autoren wörtlich wiedergegeben werden und deren Bedeutung für die Darstellung und auch für den Aufbau und die Erzähltechnik bestimmt werden soll. Für die Methode der Untersuchung hält Allgair fest, dass jeder der beiden Autoren, Herodot ebenso wie Thukydides, weiß und beachtet, dass epigraphische Zeugnisse – die ja auch Veränderungen oder Tilgungen ausgesetzt sein können – eine oft tendenziöse, subjektive, jedenfalls nicht immer verlässliche Quelle für die Darstellung der Ereignisse sind, exemplarisch vorgeführt (74–82) an der Diskussion um die Thermopylai-Epigramme bei Herodot (7,228–233).

Die Arbeit ist übersichtlich aufgeteilt: „Introduction: Inscriptions and Classical Greek Historiography“ – „Part I: Herodotus“ (genaue Auflistung 151f.: 24 Inschriften, griechische und nichtgriechische) – „Part II: Thucydides“ (acht Inschriften, alle griechisch) – „Epilogue“, mit ebenso übersichtlichen, auf einzelne Themen ausgerichteten Unterkapiteln, deren erste jeweils die Bedeutung der epigraphischen Zeugnisse in den Werken und für sie diskutieren. Aus dem Werk des Herodot untersucht Allgair in der Folge drei Dokumente des Perserkönigs Darios, die, wie gezeigt wird, nicht nur die am eingehendsten behandelten Inschriften sind, sondern auch eine wichtige Rolle in der Zeichnung der Persönlichkeit des Königs spielen, die also von Herodot verwendet werden, um seine Erzählung zu gestalten und zu gliedern. Ein weiterer Abschnitt ist Grab- und Ehreninschriften aus griechischen und auch aus nichtgriechischen Gegenden der antiken Welt gewidmet, deren Charakter als Erinnerungsmale den im Proömium des Geschichtswerks herausgehobenen Absichten des Herodot entsprechen, „große und bewundernswerte Werke und Taten, die einerseits von Griechen, andererseits auch von Barbaren geleistet wurden, nicht ruhmlos“ verblassen zu lassen.

Im zweiten Teil der Arbeit untersucht Allgair die (wenigen) „embedded inscriptions“ im Geschichtswerk des Thukydides – dessen dokumentarischer Charakter aber eigentlich erwarten ließe, dass dem Autor epigraphische Quellen für seine Darstellung nützlich sein könnten. Angeführt werden – wie schon bei Herodot (8,28,1 und 9,81,1; 26f.) – der Dreifuß aus Plataiai (1,132,2f.; 3,57,2) und die Verweise des Perikles in der Totenrede auf verschiedene Möglichkeiten, bedeutende Taten durch das gesprochene Wort und nicht durch epigraphische Denkmäler in Erinnerung zu halten, die, wie das Plataiai-Denkmal zeigt, durchaus verändert und auch verfälscht werden können (2,43,3). Der Dreifuß, den die griechischen Poleis nach Delphi stifteten als Dank für die Abwehr der Perser bei Plataiai, die „Schlangensäule“, die von Kaiser Konstantin aus Delphi entfernt und im Hippodrom von Konstantinopel, heute auf

dem Sultanahmet Meydanı, dem Sultan Ahmed-Platz in Istanbul aufgestellt wurde, dient dabei als eine Art Leitmotiv, weil offenbar Inschriften – sowohl auf der Basis als auch auf der Säule selbst – ersetzt oder erweitert wurden durch eine Liste der griechischen Städte, die zur Überwindung der Perser beigetragen haben – und auch, weil später in der Darstellung des Thukydides die Einwohner von Plataiai gerade auf dieses Monument Bezug nehmen, um ihre Stadt vor der Eroberung durch die Spartaner zu schützen. Weiters behandelt Allgäier epigraphische Zeugnisse, die Thukydides im Peisistratiden-Exkurs heranzieht, und im Folgenden auch mehrere Verweise des Autors auf Staatsverträge und andere Abmachungen, die aber nur zum Teil auf beständigem Material aufgezeichnet wurden. In einer erweiterten Zusammenfassung der Ergebnisse („Epilogue“) verweist Allgäier schließlich noch auf die Fortsetzung des Geschichtswerks des Thukydides, auf Xenophons *Hellenika*, in denen keine inschriftlichen Zeugnisse angeführt, aber indirekt als Quelltexte ausgewertet werden, und auf Lukians *Wahre Geschichten*, in denen der Autor, so die These des Verfassers, die Verwendung epigraphischer Zeugnisse als direkte Bezugnahme auf Herodot und Thukydides einsetzt.

Ein umfangreiches Literaturverzeichnis und nützliche Indices ergänzen diese sehr sorgfältig gearbeitete und aufschlussreiche Arbeit. (Vgl. auch die Rezension von Cinzia Bearzot, *Anzeiger für die Altertumswissenschaft* 76/3 [2023], 103–106.)

*Herbert Bannert*

Jochen Althoff – Diego De Brasi – Sabine Föllinger – Georg Wöhrle (Hg.), *Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption* 35. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2025. 358 S. Ill. ISBN 978-3-98940-081-8. ISSN 0942-0398

Das bereits 35. AKAH-Heft bietet neben einem kompakten Vorwort in elf gut recherchierten Beiträgen die gewohnte (und erwartbare) thematische Breite und inhaltliche Tiefe, die Jahr für Jahr die Vorfreude auf das Erscheinen des jeweils nächsten Bandes weckt: 2025 ist er besonders umfangreich ausgefallen und beleuchtet nichtmenschliche Tiere aus verschiedenen Perspektiven. Die Publikation geht auf die 35. AKAH-Tagung (28.–29. Juni 2024) in Trier zurück, die zum 35-Jahr-Jubiläum (7) „erstmalig unter einem Rahmenthema veranstaltet“ wurde.

Cătălin Enache behandelt „Die metaphysische Taxonomie der Tiere in Hippokrates’ *Über die Lebensweise* (Kap. 46–49)“ und kommt zu dem Ergebnis, dass es sich in den eingehend besprochenen Kapiteln mehr um einen Fleisch- als um einen Tierkatalog handelt. Bei allen systematisch vorgestellten Spezies kommt den Elementen Feuer und Wasser besondere Bedeutung zu; zentrale Unterscheidungskriterien sind Habitat, Ernährungsweise, Blut, Lebensalter und Geschlecht (29–30). Auszugehen ist von Bearbeitung der Quellen im Sinn des pseudohippokratischen Autors: „Die Gründe, die der Autor gehabt hat, um jeder Fleischsorte bestimmte diätetische Eigenschaften zuzuschreiben, sind nicht mehr erkennbar; wir können jedoch vermuten, dass seine metaphysische Weltanschauung auch hier eine zentrale Rolle gespielt haben wird. [...] Die Beschreibung des Tierfleisches mit den Begriffen trocken und feucht oder anderen analogen Gegensatzpaaren wie schwer und leicht oder verstopfend und abführend/harntreibend zeigt, dass der hippokratische Autor im Tierkatalog eher die Richtigkeit und Beweiskraft seiner dualistischen Metaphysik beweisen als die Tierwelt durch empirische Beobachtung erkennen und klassifizieren will.“

Kyungho Roh arbeitet in „Schweinepolis und ein philosophischer Hund in der *Politeia*: Platons Analogie zwischen Philosoph und Hund“ unter Heranziehung von viel Literatur akribisch Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Mensch und Schwein (vgl. v.a. die Kapitel „Was macht die Menschheit aus? Mensch gegen Schwein“ und „Schwein im Frieden und Mensch im Krieg“) und dann zwischen Mensch und Hund heraus; Schweine verbindet Platon mit (51) „Ignoranz oder Irrationalität“, den Hund definiert er als „Urbild des Philosophen“ – und doch gibt es – bei aller emotionalen Bindung – graduelle Unterschiede (55–56): „Während der Hund nicht verantwortlich ist für die Entscheidung, was gut ist, ist der Philosoph dies sehr wohl. Die Leser erkennen, dass das Gespräch der *Politeia* die Untersuchung eines Philosophen darüber zum Ausdruck bringt, wofür der Mensch sterben soll, und warum es, wenn es die Gerechtigkeit ist, nicht schlecht ist, eben für sie zu sterben. [...] Die Erkenntnis über das Gute selbst kann man nur durch dialektische Untersuchung erlangen. [...] Der Wert der philosophischen Hunde besteht darin, all dies für ihre Mitbürger und ihren Staat bereitwillig tun zu können, der Wert der genuin menschlichen Philosophen hingegen in ihrem Wissen, warum all dies wirklich eigen und deshalb gut ist.“

Lucas Álvarez-Maldonado widmet sich „Plants and Intelligible Animals in Plato’s *Timaeus*“ und grenzt Pflanzen insofern von Tieren ab, als sie keine Abbilder verstandesbegabter Tiere sind, jedoch beseelt, weil sie Nahrung und Schutz für andere Lebewesen bieten. Mit gut gewählten Textpassagen entwickelt Álvarez-Maldonado sein Konzept und kommt zu dem Ergebnis, dass (89) „the premise that plants live because they have a kind of soul which is ultimately connected with self-replenishment and reproduction, and, on the other hand, the premise that anything that comes to take part in life ‘could rightly and most correctly be called an animal.’“ Daraus leitet er folgerichtig ab (90): „Now we know that, on the one hand, plants are utterly subordinate to the rest of the mortal animals, both in their existence and in their peculiar nature, and that, on the other hand, they have no image-relationship with any intelligible Animal.“ Hieraus ergeben sich neue Ansätze für Sichtweisen auf Platons Haltung (91): „In contrast to animals, plants are consistently seen in the ancient Greek world as particularly inarticulate, imperfect and chaotic beings. It is therefore possible that Plato was prepared to link the strange properties and phenomena associated with plants with the absence of an intelligible model of which they could be an image.“

Lothar Willms bestimmt in „Mensch und Tier in der Stoa. Zwischen Kosmologie, Anthropologie, Ethik und Psychagogie“ die Positionen von menschlichen und nichtmenschlichen Tieren in den zentralen Bereichen der stoischen Philosophie und eignet seinen Beitrag Georg Wöhrle zum 70. Geburtstag zu. Er beginnt mit dem programmatischen Satz (97): „Die Evolution der Menschheit ist eine Geschichte ihres Verhältnisses zum Tier.“ Das betrifft alle Lebensbereiche und geht kulturübergreifend mit einer (intellektuellen) Abgrenzung von Mensch und Tier einher. Willms ist um (99) „soziale und diskursethische Implikationen, Bezüge zum Genderdiskurs und einer normativen semiotischen Anthropologie“ bemüht und bespricht systematisch die Bereiche der Kosmologie, der Ethik (speziell der Oikeosistheorie), der Psychagogie und Fabel (mit vielen Texten) und der sozialen Ethik. Am Ende seines umfassenden Beitrags wendet er sich Mark Aurel zu (139): „Als griechisch schreibender kaiserzeitlicher Stoiker steht Mark Aurel Epiktet am nächsten und bildet dadurch eine wertvolle Kontrastfolie. Insgesamt zeigt er dasselbe Profil beim diskursiven Umgang mit dem Tier, allerdings mit individuellen Akzenten, die seine und Epiktets Eigenarten deutlich hervortreten lassen.“ Auffällig ist, dass Tiere beim ihm als (141) „materiell verarbeitete Produkte“ erscheinen, „was noch weiter von ihrer Vitalität als der Einsatz des Schafes und der anderen Tiere

bei Epiktet abstrahiert, das überwiegend ethologisch und nur einmal physiologisch präsent ist. Dieser Textbefund darf als ein Reflex des unterschiedlichen lebensweltlichen Erfahrungshorizonts von phrygischem Sklaven und römischem Kaiser gedeutet werden.“ Als neue Forschungsfrage und Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen, die auch die Flora umfassen müssen, sieht Lothar Williams (142) „Rechte, auch für Tiere, ohne Ab- und Ausgrenzung und Kriterien [...], die nicht andernorts zu Diskriminierung führen“.

Piotr Woźniczka äußert sich geistreich „Zum Motiv der zum Tier verwilderten (Hirten-)Sklaven in Diod. 34/35.2.27–31“. Er setzt mit dem Sklavenaufstand unter Eunus im 2. Jh. v. Chr. und den Berichten darüber ein, bietet das im Titel genannte Fr. C Virt im Parallel-druck mit Photios Cod. 244 S. 384 a und b in Original und Übersetzung (156–159) und schließt eine ausführliche Analyse des Verwilderungsmotivs an. Dabei trägt er der historisch-ökonomischen Sicht ebenso Rechnung wie der metaphorischen. Weiters beleuchtet er Ernährungsgewohnheiten (unter Einbeziehung von Galens *De alimentorum facultatibus* und Plutarchs *De esu carniū*, aber auch unter Berücksichtigung des Usus nomadisch lebender Menschen) und subsumiert (177): „Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass im Falle der Hirten ihre Verwilderung durch ein schwer trennbares Ineinandergreifen von mehreren äußeren Faktoren sowie den daraus resultierenden inneren Dispositionen bestimmt wurde. Im Hirtenkapitel vereint der Autor somit Geographie, Anthropologie, Ethnographie und Psychologie, um das tierische Agieren der historischen Protagonisten zu erklären.“ Woźniczka zeigt, dass Diodor auf Aristoteles, Dikaiarchos von Messene und Poseidonios von Apameia zurückgegriffen und diese Autoren stilistisch bearbeitet haben dürfte, was sich u.a. am Einsatz zahlreicher *hapax legomena* festmachen lässt. Der Text zeigt (190) „nachdrücklich die facettenreiche Natur der griechischen Geschichtsschreibung und ihre enge Verknüpfung mit anderen literarischen Gattungen und wissenschaftlichen Disziplinen. Diesen Text *nur* als eine ‚Quelle‘ zur Rekonstruktion historischer Abläufe und Ursachen des ersten Sklavenaufstandes auf Sizilien zu erörtern, greift interpretativ zu kurz, wird dem Text inhaltlich nicht gerecht und mag sogar zu falschen Schlussfolgerungen führen.“

Thorsten Fögen zeigt in „ἀνθρώπων πιστότερος καὶ εὐνοώστερος: Hunde und (Menschen) in Aelians Schrift Περὶ ζῴων ιδιότητος“ die Bedeutung des Hundes für den Menschen. Als Motti setzt er prägnante Zitate aus Büchern von Zimen und Kotschal voran und beginnt mit einer knappen Kulturgeschichte des Hundes, um sich dann Argos aus der *Odysee*, Arrians Horne, dem Grabmal der Aeolis, der Grabinschrift auf Margarita, den Grabepigrammen auf Myia und Patrice und schließlich Martial 11,69 zuzuwenden – dem Epigramm, in dem die verstorbene Jagdhündin Lydia spricht. Im Fokus des Beitrags steht aber Aelian. Mit vielen Zitaten thematisiert Fögen biologische, zoologische und ethologische Aspekte, betont regionale Unterschiede von Hunden, zieht Parallelen zur Fabel, liefert zahlreiche und berührende Belege für die Treue und Anhänglichkeit von Hunden, betont (232) „die ausgeprägte Erzählfreude Aelians“ im Vergleich mit Aristoteles und hebt die (233) „Interaktion von Hund und Mensch“ hervor. Damit gibt Aelian vergleichbar mit Plutarch „einen Impuls, die Rolle von Mensch und Tier in der Welt – oder anders gesagt: in der Rangordnung der Natur – zu überdenken und etablierte Wahrnehmungen gegebenenfalls neu zu definieren.“

Islème Sassi demonstriert „Zoologische Expertise und Empathie im *Goldenen Esel* des Apuleius“, indem sie überzeugend darlegt, wie sehr das ausgeprägte Wissen um Wesen, Physik und Bedürfnisse eines Esels die Authentizität und Anschaulichkeit der Schilderung von Lucius' Schicksal und der Abenteuer, Qualen und neuen Lebensrealität nach seiner Ver-

wandlung erzähltechnisch positiv beeinflusst hat. Hiezu äußert sie sich unter Heranziehung vieler gut gewählter Textbeispiele und feinsinniger Interpretationen zu Anatomie, arttypischem Verhalten, ethischen Implikationen, Leidensfähigkeit, Tierquälerei und Empathie. Die Frage am Ende rüttelt auf (258): „Ist es abwegig, dass es eines der Ziele des Romans ist, Empathie in uns Lesenden zu wecken, unter anderem für Esel und andere Nutztiere?“ Die bejahende Antwort gibt S a s s i gleich selbst: „Falls er das wirklich will, so ist das Medium gut gewählt. Indem wir mit Lucius-Actor in die Tierhaut schlüpfen, blicken wir unverhofft aus der Perspektive eines Esels auf die Welt: [...] Wo es dem Roman gelingt, dass wir nicht nur mit dem fiktiven menschlichen Charakter, sondern gar mit fiktiven nichtmenschlichen Lebewesen mitfühlen, zeigt er eine beeindruckende Leistung und ist ein überzeugender Beleg dafür, welche Macht Literatur besitzt [...]“.

Jan R. T e l g g e n a n n t K o r t m a n n zeigt zahlreiche und erstaunliche „Analogien und Beziehungen zwischen Meerestieren und Menschen in der römischen Literatur“ auf. Noch heute fasziniert die (Tief)see mit neuentdeckten Lebewesen (261–262): „So sind es oft Nachrichten aus dem Unbekannten, wenn zufällig etwas Fremdartiges vor einer ins Blaue filmenden Kamera ‚auftaucht‘. [...] Wie mysteriös und unnahbar musste das Geschehen unter der Meeresoberfläche für die Menschen der Antike sein?“ Auf diesen packenden Einstieg folgen Passagen aus einer Fülle griechischer und römischer Autoren. Das Spektrum reicht von mythischen Ungeheuern und Hybridwesen bis zu faszinierenden Naturbeobachtungen und Anthropomorphismus (271): „Sicherlich gab es auch in der Antike Bewegungen gegen eine Abwertung nichtmenschlicher Lebewesen: Die Mensch-Tierforschung blickt somit erkennbar auf eine uralte Tradition zurück. [...] Mit den ideellen Gegenüberstellungen von menschlichen und nichtmenschlichen Lebewesen in antiken Texten ließen sich Kataloge füllen.“ T e l g g e n a n n t K o r t m a n n bringt zahlreiche Beispiele aus Plinius maior, darunter den Delphin (mit Ausblicken auf Plinius minor, Ovid und Oppian) und kommt zu dem Ergebnis (290): „Vom Menschen zum Tier, und der Mensch im Tier: Durch den Glauben daran, dass Delphine einst Menschen waren, befeuerte man eine ethologische Verwandtschaft. In dieser mythischen Verbindung von Fischwesen und Landwesen, Delphinen, den ultimativen Grenzüberschreitern, kehren wir in gewisser Hinsicht zurück zu den Hybridwesen, Meerfrau und Meeremann. [...] Vom Unbekannten (*Oceanus*) über den Kontakt (*cetus*), dann Assoziatives (Hybridwesen) und Bekanntes (Delphin) zum Vertrauten (Delphinfreund) und Verwandten (Delphinmensch/Menschdelphin): In diesem nachgezeichneten Verlauf des Beitrags sind einige Grundzüge und zugleich eine mögliche Entwicklung des Meeresbezugs in der Antike dargelegt.“

Clemens L u n c z e r stellt unter Anwendung fachsprachlicher Besonderheiten und mit entwickelter ornithologischer und jagdlicher Kenntnis „Falknerei und Beizjagd im griechisch-römischen Kulturraum“ vor und schließt damit an eine ganze Reihe von vogelkundlichen Beiträgen an, die er im Lauf der Jahre zu den AKAN-Heften beigesteuert hat. Sein Dank gilt Andreas Wittke vom Verband deutscher Falkner für fachliche Auskünfte (313). Im aktuellen Aufsatz wertet er Quellen aus, die zeigen, dass Falknerei in der griechisch-römischen Antike keineswegs unbekannt war und wie diese spezielle Jagdform mit Tieren im spätantiken Nordafrika etabliert wurde. L u n c z e r beginnt bei *De arte venandi cum avibus* von Friedrich II. und einer Begriffsgeschichte nebst Ausführungen zu den Anfängen der Falknerei in Asien. Es folgt (mit signifikanten Textauszügen) eine Interpretation von Aristoteles' Darstellung einer Jagd mit Greifvögeln in Thrakien (*Historia animalium* 8 [9], 620a33–620b5). Grundlegende Trainingsmethoden werden nicht beschrieben; vielmehr kooperieren Greifvögel und Men-

schen von sich aus und zum gegenseitigen Vorteil. Viel Raum, mit umfangreichem Sekundärliteraturstudium und rezipierenden Quellen (darunter Aelian und Plinius maior), allerdings ohne eindeutiges Ergebnis widmet L u n z e r der Frage, um welche Art es sich in Aristoteles' Schilderung handelt. Weitere Beispiele für jagdliche Kooperation sind Ktesias' *Indica* und Aelians *Natura animalium* entnommen; dazu kommt Martial 14,217 als Exempel für Beizjagd (gestützt durch archäologische Befunde aus Iberien). Für die Spätantike macht Clemens L u n z e r Firmicus Maternus, Paulinus von Pella und Sidonius Apollinaris fruchtbar. Instruktive Bildquellen (Mosaiken aus Karthago) wertet er bis ins Frühmittelalter aus. In sein Fazit integriert er eine Übersichtstabelle zu den Belegstellen (312) und subsumiert: „Die Falknerei war einerseits als Nicht-Griechisch [*sic*] und Nicht-Römisch [*sic*], andererseits doch in Form von Berichten (Aristoteles, Ktesias) und wahrgenommener Praxis (Iberien, Germanenstämme) bekannt.“ Von einer regelrechten *translatio* kann man aber nicht sprechen.

Wolfgang H ü b n e r widmet sich „Mensch und Tier im Zodiakus“. Sein Ausgangspunkt ist die (316) „Astrothesie von Tier und Mensch“, indem er die einzelnen Tierkreiszeichen vorstellt, ein (318) „System der vier Triplizitäten“ entwickelt (erläutert durch mehrere Abbildungen und Zitate aus Manilius) und die mannigfaltigen Beziehungen zwischen den Sternzeichen erläutert. Am Ende seiner Ausführungen stellt H ü b n e r die Paranatellonten, (327) „die extrazodiakalen Sternbilder“; und (328) „[a]uch hier geht es zum Teil um den Kampf zwischen Tier und Mensch.“ Dazu tritt menschliche Bewunderung für die Fähigkeiten der Tiere und der Grundgedanke, (332–333) „wie die geistige Überlegenheit des Menschen die kraftvolle Urgewalt der großen Tiere bändigt. Nach astrologisch-deterministischer Vorstellung ist die Superiorität des unsichtbaren menschlichen Geistes über die dumpfe Masse der vielfältigen und teilweise riesigen Tiere bereits am Himmel präfiguriert [...]“

Annika M a y e r zeigt abschließend „Die ‚Verwilderung‘ des Menschen – Porphyrios von Tyros zu Fleischkonsum und Vegetarismus“ und greift damit ein immer schon emotional und kontroversiell diskutiertes Thema auf. Sie analysiert *De abstinentia* und betont die Verbindung des Konsums von rohem Fleisch mit der Brutalität des Menschen und die zivilisatorische Komponente des Gebrauchs von Feuer (340): „Für einen Menschen ist es natürlich, ein Tier für ein Opferritual anhand festgelegter Regularien zu schlachten, zu braten und im Anschluss bestimmte Teile zu verzehren. Für ein Tier ist dieses Verhalten unnatürlich. Ein Karnivor isst seine Beute roh und ist dahingehend als unzivilisiert zu bezeichnen.“ Für Porphyrios ist der (345) „Beginn des Fleischverzehr durch die Nutzung des Feuers zu ‚datieren‘, auch wenn er keinen genauen Zeitraum benennt.“ Zudem ist (349) „das Feuer essenziell für eine Opferung und Ehrerbietung an die Götter“. Die Götter erhalten dabei „Rauch und das verbrannte Fett“. Porphyrios' Idealvorstellung lautet folgerichtig (349–350): „Als Philosoph ist es das ultimative Ziel, sich dem Göttlichen zu nähern. Dieser Umstand könnte durch den Fleischverzicht erreicht werden. Folglich wäre es am besten, generell auf tierische Produkte sowie auf den Konsum von Pflanzen zu verzichten. Ein vollständiger Verzicht ist für den Menschen nicht möglich, da ein Mindestmaß an Nährstoffen aufgenommen werden muss, um den Körper am Leben zu erhalten. Dies unterscheidet den Menschen von den Göttern. Der Verzicht von Fleisch führe jedoch bereits dazu, die reguläre menschliche Ebene zu verlassen und sich dem göttlichen Idealbild anzunähern.“ Als zunächst positives Beispiel nennt Porphyrios die Syrer, die ursprünglich ganz auf Tieropfer verzichteten, sie später zur Gänze verbrannten und erst durch irrtümliches Kosten von Bratensaft auf den Geschmack gekommen seien (356): „Auch sie, die zuvor besonders gelobt wurden, seien dem Fleisch verfallen. Ebenso wie der Freund des Porphyrios Castricius Firmus, der direkt zu Beginn der Ausfüh-

rungen im ersten Buch im Text angesprochen wird.“ Das Feuer ist somit eine ambivalente Kraft; es „spendet sowohl Licht als auch Wärme und kann dazu genutzt werden, Lebensmittel zu verarbeiten.“ Das heißt aber auch: Fleisch wird erst dadurch schmackhaft.

Auf der ‚Speisekarte‘ des 35. AKAN-Hefes wird sich für jeden Geschmack etwas finden; ja vielleicht wird sogar die Lust geweckt, einmal etwas ganz Anderes zu probieren – nicht durch einen unabwendbaren Zufall, sondern aufgrund der wissenschaftlichen Qualität des Gebotenen.

Sonja Schreiner

Fabia Ne u e r b u r g, *Erzählte Reisen. Griechische Philosophen und Wissenschaftler unterwegs. Eine narratologische und motivgeschichtliche Untersuchung.* Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2025. (AKAN-Einzelschriften. 15.) 244 S. ISBN 978-3-98940-074-0

Fabia Ne u e r b u r g gliedert ihre Monographie zu Reisedarstellungen und -motivationen in drei große Abschnitte: Auf Danksagung, in der sie ihre Doktorarbeit durchaus passend als (s.p.) „Reise“ bezeichnet, die „ohne die Begleitung vieler anderer Personen ein steiniger Pfad oder gar nicht erst möglich gewesen“ wäre, und Einleitung – gegliedert in Einführung, Fragestellung und Methodik, wozu die Analyse von Topoi und die Bestimmung des narrativen Rahmens gehören – folgen „Der Philosoph auf Reisen“ (mit Texten von Parmenides, Herodot, Platon, Plutarch und Lukian), „Der göttliche Reisende der Spätantike“ (mit Auszügen aus Philostrat, Porphyrios, Jamblich und Marinos von Neapolis) und schließlich „Ärzte auf Reisen“ (neuerlich Herodot und zusätzlich Hippokrates). Ein kompaktes Fazit und ein gut sortiertes Literaturverzeichnis runden den lesbaren und dankenswert einheitlich gegliederten und doch abwechslungs- und facettenreichen Band ab.

Jedes Kapitel beginnt mit einem Abschnitt zum Inhalt des jeweils behandelten Werks, gefolgt vom narrativen Rahmen, wozu auch die Erzählperspektive gehört, und den Topoi: Bei letzteren erfolgen individuell auf den jeweiligen Fokustext abgestimmte Interpretationen (stets mit markanten Zwischenüberschriften, die den besonderen Charakter der einzelnen Reisebeschreibungen hervorstreichen). Die von Ne u e r b u r g gewählte Struktur bedingt zwangsläufig die eine oder andere Wiederholung, da Narration, Erzählhaltung und -technik und Topik ineinander greifen und Berührungspunkte aufweisen; andererseits prägen sich die für die Verfasserin zentralen Aspekte so besonders gut ein und ermöglichen bei durchgängiger Lektüre des Buches ideale Vergleichbarkeit resp. deutliche Markierung von Varianten und Abweichungen. Entscheidet man sich für partielle Lektüre (nur eine Gruppe von Reisenden, alle Texte eines Autors oder auch nur den Abschnitt zu einem einzigen Text), stehen leser\*innenfreundlich immer alle essentiellen Informationen zur Verfügung.

Der erste reisende Philosoph in Ne u e r b u r g s Auswahl ist Parmenides. Konkret untersucht die Verfasserin Fragment DK 28 [18] B 1 = D4 Laks-Most aus *Über die Natur*. Wie in allen folgenden Analysen bietet sie reichlich Text zur Untermauerung ihrer Erkenntnisse. Die beschriebene Reise ist eine (22) „Metapher“ für den (27) „Erkenntnisgewinn“ eines „Erkenntnis-suchenden“, die ihn „in die Abgeschiedenheit“ führt. – Herodot schildert in den *Historien* 1,28–33 Solons Reise zu Kroisos. Ne u e r b u r g sieht ihn als „reisende[n] Weise[n] am Hof der Mächtigen“; das Reisemotiv ist *Θεωρία*, ein Begriff, dessen Bedeutungsspektrum sie eingehend diskutiert. – Solons Reise nach Ägypten ist Thema in Platons *Timaios* 20d–25d. Die-

ser Reisebericht erscheint als (51) „wahre Erzählung“, der (54) „Philosoph als Weltreisender“ und (56) „[f]remde Kulturen als Wissensträger“. – Im Zentrum des nächsten Abschnitts steht ebenfalls Platon, und zwar der 7. Brief. Hierin ist ein (65) „göttliche[r] Reisende[r]“ beschrieben; dem (67) „Aufbruch“ kommt besonderes Augenmerk zu; und wie schon bei Solon in Herodots Schilderung geht es um einen reisenden Philosophen am Hof eines Mächtigen, wobei zusätzlich (72) „Reisen als heroischer Akt“ geschildert ist. – Solon kommt noch ein drittes Mal vor, diesmal in Plutarchs Solon-Vita in den *Bioi paralleloi*. Hier ist (82) „Handel als Reisemotiv“ gezeichnet; wichtig ist aber auch, dass (83) „Reisen als Alteritätserfahrung“ erscheint und (86) „Erkenntnis und Weisheit als Reisemotiv“ angegeben sind, aber auch – analog zu Herodot – (88) „Θεωρία“. – Das sechste und letzte Beispiel in Fabia Neuerburgs Eröffnungskapitel stammt aus Lukians *Hermotimos*; es handelt sich um das Totenorakel. Wie schon bei Parmenides ist die Reise bildsprachlich; sie ist (102) „Aufbruch zur Philosophie“. Analog zu Solon bei Plutarch sind Erkenntnis und Weisheit treibende Kräfte.

Der Übergang zu den göttlichen Reisenden in der Spätantike gestaltet sich fließend (109): „In den Texten, die sich mit den Reisen spätantiker Philosophen und Gelehrter beschäftigen, machen sich einige Veränderungen in Bezug auf die formale und inhaltliche Gestaltung bemerkbar. Ausführliche Reisenarrative finden sich hier vornehmlich in philosophischen Biographien, die in ihrem isagogischen Ansatz bestrebt sind, durch eine pointierte Darstellung der charakterlichen Züge eines Philosophen dessen Lehre zu illustrieren und letztlich zu bewerben. Dass es sich in den Biographien spätantiker Weiser nicht mehr nur um das Preisen von reinen Lehrmeinungen, sondern mehr und mehr um eine regelrechte ‚Bekehrung‘ zum richtigen ‚Glauben‘ handelt und die Philosophen in einen beinahe religiösen Kontext gesetzt sind, in dem sie christlichen Heiligen nahekommen, ist schon seit einigen Jahrzehnten Gegenstand zahlreicher Untersuchungen. Spätestens im dritten Jahrhundert nach Christus hatte sich das Bild der Philosophie von einer zwar im Ursprung göttlichen, aber im Prinzip allen zugänglichen Beschäftigung zu einer von Kontemplation und vollkommener Hingabe an das Göttliche bestimmten Disziplin gewandelt, zu deren Ausübung letztlich nur wenige Auserwählte befähigt waren.“ Neuerburgs erstes aussagekräftiges Beispiel (von insgesamt vier) ist Philostrats *Vita Apollonii*, worin – wenig überraschend und aus dem Philosophen-Kapitel schon bekannt und vertraut – ein göttlicher Reisender auftritt, fremde Kulturen Wissen transportieren, das Metaphorische der Reise in den Vordergrund tritt, Reisen aber auch als heroisch bewertet wird. – In Porphyrios’ *Vita Plotini* fällt zunächst (138) „Reiseabstinenz“ auf, während Wissenstransfer aus fremden Kulturen hinlänglich bekannt ist. – In Jamblichs *de vita Pythagorica* 1–36 erwirbt ein göttlicher Reisender reiches Wissen bei fremden Kulturen; er ist Weltreisender, und es geht ihm um Erkenntnis und Weisheit. Neu ist (156) „Reisen als Flucht vor Krisen“, nicht aber das Reisen in die Abgeschiedenheit und die Reise als Heroismus. – In der *Vita Procli* des Marinus von Neapolis gibt es bei fremden Kulturen erneut viel Wissen zu erwerben, zumal von einem göttlichen Reisenden. Motivierend ist hier zudem (171) „Flucht vor Krisen“, wenngleich das metaphorische Element der Reise nicht fehlt.

Zwei reisende Ärzte stehen im Zentrum des letzten Kapitels: zunächst Demokedes in Herodots *Historien* 3,125–138. Als Reisender am Hof eines Mächtigen macht er eine (182) „Alteritätserfahrung“. Neuerburg schreibt von (183) „Reisen des Demiurgen“ und wirft „die Frage auf, inwieweit die Verschleppung des Demokedes überhaupt als Reise zu bezeichnen ist. Ähnlich wie bei anderen Aufenthalten im Ausland, wie dem Exil, handelt es sich um einen zurückgelegten Weg von Ort A nach B, und eventuell wieder von B nach A. Auch Cicero stellt beispielsweise die Frage, freilich im Zusammenhang des Einflusses von äußeren

Widrigkeiten auf das persönliche Glück, inwiefern das Exil sich überhaupt von einer ununterbrochenen Reise unterscheidet, welche doch so viele große Philosophen freiwillig auf sich genommen hätten.“ Entscheidend ist in Demokedes’ Fall, dass keine Freiwilligkeit vorliegt; vielmehr ist er (184) „Opfer der unglücklichen Umstände“, das (187) „der Gefahr der dauerhaften Entwurzelung und Heimatlosigkeit“ ausgesetzt ist. – Die zweite Reise eines Arztes führt Hippokrates nach Abdera, basierend auf den pseudohippokratischen Briefen 10–18 aus dem *Corpus Hippocraticum*. Ne u e r b u r g referiert kurz den Inhalt der Texte und thematisiert im Abschnitt zu den Topoi (196) „[d]ie Reisen des Demiurgen“, (198) „Kritik des Reisens“, die (200) „Reise in die Abgeschiedenheit“, (202) „Reise als Metapher“, (203) „[d]as ärztliche Ethos als Reisemotiv“ und schließlich (204) „[p]hilosophisches Wissen als Ware“. V.a. die beiden letzten Punkte verdienen besondere Betrachtung, da sie zum einen das ärztliche Ideal thematisieren, zum anderen die Wertigkeit des Spezialwissens hervorheben.

In ihrem konzisen Fazit (206–224) hebt die Verfasserin hervor, dass philosophische Reiseberichte die konkrete Reise – sie spricht von der (206) „eigentlich ‚technischen‘ Seite“ – oft gar nicht schildern; nur bei Pythagoras’ Seereise verhält sich das anders. Übergänge (Aufbruch, Ankunft, Heimkehr) sind jedoch wesentliche und genretypische Elemente, desgleichen exotische – und deswegen interessante – Eigenarten fremder Länder und Kulturen, womit – der kaum gegebenen Nachprüfbarkeit durch Rezipient\*innen geschuldet – wiederholt (214) „Authentifizierungsstrategien“ verbunden sind (222): „Die Philosophen schreiben sich gleichzeitig in eine Tradition ein, eine ‚Genealogie‘ der reisenden Gelehrten. Reisen werden somit zum unabdingbaren Element eines Philosophenlebens.“ Allen Reisenden gemeinsam ist (224) „der Prozess des Wissenserwerbs“ und ihr „Streben nach θεωρία, φιλομάθεια und φιλοσοφία“. Fabia Ne u e r b u r g s Streben gilt der Typologisierung von Reisen und damit der Wissensvermittlung an ihre Leser\*innen: Auf beiden Wegen ist sie ans Ziel gelangt.

Sonja Schreiner

Ronald T. R i d l e y, Marcus Furius Camillus, fatalis dux. A documentary study. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2024. (Studien zur Alten Geschichte. 37.) 257 S. Ill. ISBN 978-3-949189-81-4

Keine Livius-Lektüre ohne Camillus, kein Camillus-Verständnis ohne das vorliegende Buch. So ließe sich – vielleicht etwas überspitzt – der Anspruch von Ronald T. R i d l e y zusammenfassen. Im ausführlichen Eröffnungskapitel „Sources and Method“ listet er zeitgenössische archäologische Zeugnisse (Statuen und Inschriften), literarische Dokumente (Dichtung und Geschichtsschreibung) und Kalenderdaten (*Fasti*) auf, gefolgt von augusteischen Belegen, solchen aus dem 1.– 3. Jh. n. Chr., aus der Spätantike und dem Mittelalter (bis zu Zonaras), und unterzieht sie einer kritischen Bewertung (47): „This is a remarkable journey, demonstrating the longevity of the stories associated with Camillus. It is the uncritical practice of classicists to define as ‘classical’ sources anything written in Greek or Latin.“ Auf dieser notwendigerweise unterschiedlichen Quellenbewertung beruht R i d l e y s historische Methode, die er in fünfzehn programmatischen Punkten (auf Basis von Erkenntnissen von Fachkolleg\*innen u.a. zu Dubletten, ‚Wundern‘, Erfindungen und historischen Topoi) entwickelt (47–50). Auf dieser Grundlage kommt er zu folgendem Ergebnis (51): „One final ‘rule of the game’ must be stressed. Many modern hypercritics wish to undermine every statement of our sources relating to early Roman history – although it is highly revealing that

they in no way agree how far down this *tabula rasa* extends. It certainly includes Camillus. That is where historical method again applies.“ Am Ende des Methodenkapitels steht eine chronologische Tabelle zu Camillus' (rekonstruierter) Vita auf Basis verschiedener Zeitrechnungen. In den folgenden sechs Kapiteln wird diese Liste mit Leben erfüllt.

Gleich der erste Satz von „Beginnings to Veii“ zeigt die Schwierigkeit, die Frühzeit historisch zu analysieren (55): „The origins and early life of Marcus Furius Camillus are shrouded in darkness.“ Und doch trägt R i d l e y danach alle verfügbaren Informationen zur Familiengeschichte zusammen und konstatiert (59): „Camillus bursts into history in 431, as an adolescent, serving in the army of the dictator A. Postumius Tubertus.“ Das Kapitel beschließt er mit einer Appendix zum Grab der Furii in Tusculum – verbunden mit dem Hinweis auf eine weitere Unsicherheit (69): „In sum, although this tomb has often been understood to mean that the Furii came originally from Tusculum, given the failure by so many authors to make any connection with Camillus *exactly where it would be expected*, he was almost surely born in Rome, where the Furii had held the highest office for many years.“

Das reich illustrierte Kapitel „The Capture of Veii“ zeigt einen bereits etablierten Camillus, basiert zu weiten Teilen auf Livius in Kontrastierung mit Plutarch, Aulus Gellius und Dionysius von Halikarnass und beschäftigt sich weiters mit Camillus als *dictator* und der Bedeutung des Albaner Sees – streng genommen ohne Bezug zu Camillus, womit R i d l e y die für die Frühzeit charakteristische Vermischung unterschiedlicher Erzählelemente sichtbar und greifbar macht (97): „Embedded in the story in the siege of Veii is an episode, often told at great length by the classical sources, which would seem to have only the most artificial connection with the main story. It has therefore been kept back until this point. It especially has nothing to do with Camillus. It is surely to be classed among the miraculous elements in the story of this war.“

„From the Capture of Veii to Exile“ eröffnet R i d l e y mit der Feststellung (103): „In 396 Camillus was the man of the moment, yet, according to the tradition, he had already sown the seeds of his own downfall.“ Mit großer Akkuratess führt er die Darstellung in den Quellen aus, kontrastiert (stets unter Heranziehung von Sekundärliteratur) Vorkommnisse mit schlechter Quellenlage (darunter auch solche, die nur bei Livius thematisiert werden) mit solchen, zu denen es (108) „a wealth of sources“ – durchaus auch mit Widersprüchen – gibt, und subsumiert (120): „The obvious question is what can be salvaged, if anything, from all this.“ Zwei Appendices (zur römischen Generalität und deren Umgang mit Kriegsbeute; zum Exil in Rom) beschließen, thematisch auf das Kapitel gut abgestimmt, den Abschnitt.

„The Gallic Sack“ behandelt (127) „[t]he most momentous event of Camillus' lifetime, and that of his contemporaries [...]. There is, however, a stunning paradox: he played almost no part in it, until the very last moment. And what the 'vulgate' tradition claims that he did then has been subjected to the most damaging criticism.“ R i d l e y beginnt bei Polybius, entwickelt erneut einen Livius-Schwerpunkt und integriert Florus ebenso wie Lukan. In fünf Bildern (*pietas* des Lucius Albinus; *devotio* der alten Senatoren; *pietas* des Gaius Fabius Dorsuo; *virtus* des Pontius Cominius; *virtus* des Manlius Capitolinus) schildert er die ebenso dramatischen wie traumatischen Ereignisse und konstatiert (138): „There is no other year in Camillus' career which has been subject to so much modern scepticism. In exactly the same way as his exile has been so commonly dismissed as an explanation simply for his absence at the Allia, so his second dictatorship has been dismissed as simply a standard Roman attempt to recover from the shame of that defeat and the first occupation of the city by an enemy (not to be repeated for precisely another 800 years).“ Im umfanglichen Unterabschnitt „Criticism of

the Tradition“ führt R i d l e y weitere Quellen ins Treffen: Herakleides Pontikos, Theopompos von Chios, Aristoteles und Fabius Pictor (163): „In sum, virtually the entire traditional account of 390 has been undermined by modern criticism. It is vital, however, to be aware of the true situation: the first undermining was done by the classical sources themselves. It is *their* contradictions which have provided moderns with their arguments. [...] Camillus is a latecomer. [...] Camillus' part is to be entirely discarded. This is, admittedly, a heavy blow for anyone trying to reconstruct Camillus' role in history!“

„The 380s“ setzt mit dem Zustand der Stadt Rom nach dem Galliersturm und der Schilderung bei Livius ein (in Gegenüberstellung zu Polybios und Diodor). R i d l e y äußert sich zum Bau der Servianischen Mauer, zur Heeresreform, zum Vorschlag, nach Veii auszuwandern, und zu Camillus' Ämtern in dieser Phase, aber auch zu skeptischen Einwänden seiner Fachkolleg\*innen – erneut erleichtert durch Widersprüche in den Hauptquellen (193): „And there are many details which are disputed between the two main sources, Livy and Plutarch, demonstrating that there were different annalistic elaborations between their respective sources. There is now a break in Camillus' career of thirteen years, until 368. He was about sixty-five years of age.“

An dieser Schnittstelle, in einer für Rom bedrohlichen Situation, setzt das Schlusskapitel „Last Years“ ein (195–196): „The story as told in Livy unfortunately involves many incredible elements. [...] One thing, however, makes perfect sense, despite the incredulity of many moderns. Livy depicts the ordinary plebeians as willing to vote for the two measures which would benefit them, but rejecting the proposal about the consulship, desired by the plebeian elite. This was an obvious 'package' to satisfy the different needs of various levels of the plebeians. Selfishness and short-sightedness, however, have ever been constants in political history.“ Feststellungen wie diese und die kritische Auseinandersetzung mit Quellen ebenso wie mit Sekundärliteratur machen die Lektüre des vorliegenden Buches zu einem Gewinn – auch deswegen, weil man dadurch einen kommentierten Forschungsbericht – nämlich auch älterer Literatur! – und somit Einblick in die wechselvolle Wissenschaftsgeschichte bekommt.

Ronald T. R i d l e y s „Conclusion“ beginnt mit einer chronologischen Übersichtstabelle über die Individuen und Familien, mit denen Camillus bei den einzelnen Quellenautoren assoziiert wurde, und mit einer markigen Charakteristik (215–216): „He was an obvious exemplar, to whom resort could be had [...] whenever the heroes of old Rome were evoked. [...] The most extensive lists come in Cicero and Sidonius. This reflects the constant manifold needs for historical references of both the Republican politician and orator, and the well-educated panegyrist of the fifth century in a much more complicated world. The most commonly cited parallel families are obviously the Curii, Decii, Fabricius, and the Scipios. This continuity is striking across the centuries spanned by these sources.“ Danach wendet sich der Verfasser ausführlich (216) „[m]odels, doublets, contaminations“ (von Romulus bis Augustus) zu (223): „Camillus appears too early in Livy's narrative (books written in the early 20s) to reflect much of Augustus. Modern analysis, in fact, so often relies on the *Res gestae*, not revealed to the world until AD 14!“ Ganz am Ende steht R i d l e y s Sekundärliteraturanalyse, in der alle Fäden seines Buches zusammenlaufen (239–240): „Sources present Camillus to us as a complex figure. He operates on a number of fronts, and there is a wealth of detail. [...] A substantial portion of the traditional narrative thus survives. The above account has attempted by conscious and rational application of historical method simply to illustrate how the wheat may be separated from the chaff.“

Eine umfangreiche „Bibliography“ und eine „List of Illustrations“ – noch vor dem Text ist eine instruktive Karte des römischen Umlandes abgedruckt – stehen am Ende des informativen Buches, das für an der römischen Frühzeit im Allgemeinen und Livius im Besonderen Interessierte mehr ist als „a documentary study“: Ronald T. Ridley ermöglicht mit seiner akribischen Spurensuche eine neue Sicht auf Camillus und damit auf literarische und literaturwissenschaftliche Mythenbildung, was er in einem Plädoyer für Disziplinenvielfalt (neben Philologie und Alter Geschichte auch Archäologie) bereits in „Foreword and Thanks“ unmissverständlich klargelegt hat (11): „The range of literary sources is daunting, covering all manner of genres. Therein lies the fascination – and also the challenge – since most of the scholars who have assessed Camillus have been basically philologists, not historians. The methods of these two specializations are totally different. I remember as a student of Classics that historical method was never mentioned.“

Sonja Schreiner

Florian Rudolf Forster, *Der Senat im frühen Rom. Die Entwicklung des Ratsgremiums von der Königszeit bis zur lex Ovinia*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2025. (Studien zur Alten Geschichte. 38.) 246 S. Ill. ISBN 978-3-911065-12-2

Der Klappentext verkündet uns, dass mit dieser Studie eine Forschungslücke geschlossen würde. Nun, ganz so ist das nicht, das zeigt schon das umfangreiche Literaturverzeichnis mit gezählten 265 Eintragungen, und außerdem gilt auch hier die alte Regel, dass man zu diesem und ähnlichen Gegenständen nichts schreiben könne, was nicht schon irgendwo bei Mommsen steht. Andererseits ist auch unsere Quellenlage höchst misslich: römische Sagen, die vorsichtig interpretiert werden müssen, durchaus wichtige, aber für die inneren Verhältnisse wenig aussagekräftige archäologische Forschungen, fragwürdige Parallelen zu anderen Siedlungen in Mittelitalien und mindestens ebenso fragwürdige Rückprojektionen späterer römischer Historiker. Das ist auch Forster durchaus bewusst, weswegen seine Aussagen auch voll sind von Vokabeln der Möglichkeitsform: „mag“ – „scheint“ – „dürfte“ – „könnte“ – „möglicherweise“ – „vielleicht“. Dass der Senat schon in der römischen Frühzeit ein „machtvolleres Gremium“ gewesen ist, wie Forster meint, mag durchaus zutreffen, aber es bleibt eben eine Hypothese. Zudem ist es vielleicht doch ein wenig unsicher, ob die *lex Ovinia*, die im Zentrum seiner Untersuchungen steht, so weitreichende Schlüsse zulässt. Sie besagt doch nicht mehr und nicht weniger, als dass die *lectio senatus* den Zensoren übertragen wird (was aber wohl keine wirkliche Neuerung war), und dass diese dabei *optimum quemque* jeden Standes auszuwählen hätten – was ihren Entscheidungsspielraum aber, wie sich zeigen sollte, nicht wesentlich eingeschränkt hat. Die Auswahl habe *curiatim* zu erfolgen (diese Konjektur des überlieferten *curiati* ist zweifellos die *lectio facilius*, 43), was immer das heißen soll – vielleicht ist der Begriff nur aus einem historischen Zusammenhang stehen geblieben (anders Forster 178 f.). Erhalten ist uns diese *lex Ovinia* durch eine Notiz bei Festus (Fest. p. 290 L = 246 M). Wichtig erscheint mir der Hinweis, dass die *praeteriti senatores* (also diejenigen, die bei der Neukonstituierung des Senats übergangen wurden) in früheren Zeiten nicht als diskriminiert gegolten hatten – *quondam in opprobrio non erant* –, weil diese Erinnerung einem Grammatiker der augusteischen Zeit (Verrius Flaccus?) geradezu tagesaktuell erscheinen musste: Bei seiner dreimaligen *lectio senatus* hat Augustus eine große Zahl von Senatoren

ausgeschieden (RGDA c. 8; Sueton *Aug.* 35,1–2; Cassius Dio 52,42,1–3), wobei denjenigen, die freiwillig zurücktraten, die Ehrenrechte erhalten blieben.

Es ist ein sehr reichhaltiges Buch mit vielen guten Beobachtungen. So entscheidet sich Forster – die *lex Ovinia* ist ohne einen genauen Zeitpunkt überliefert, und auch einen *tr. pl.* Ovinus kennen wir nicht – mit guten Gründen für eine relativ späte Datierung, ins frühe 3. Jh. (185). Damit wäre sie in die Nähe (wenn nicht sogar nach) der *lex Hortensia* (287 v. Chr.) zu datieren. Die höchst eigenwillige *lectio senatus* des Zensors App. Claudius Caecus 312 v. Chr. wäre nach einer *lex Ovinia* kaum denkbar, und ebenso wenig, dass die Konsuln des Folgejahres sich nicht an diese Entscheidungen gehalten haben. Andererseits hat sich der legendäre Zensor-Diktator M. Fabius Buteo bei seiner Ergänzung des Senats nach den Kriegsverlusten von 216 v. Chr. geradezu wörtlich an die Bestimmungen des *lex Ovinia* gehalten.

Ekkehard Weber

Gail Trimble, Catullus, Poem 64. Edited with an Introduction, Commentary, and Epilogue. Cambridge: Cambridge University Press 2025. (Cambridge Classical Texts and Commentaries. 66.) XI + 890 S. ISBN 978-1-10-701859-4. e-ISBN 978-1-13-908821-3

Mit ihrem monumentalen Kommentar zu Catulls Gedicht über die Hochzeit von Peleus und Thetis würdigt Gail Trimble die Bedeutung eines für die Geschichte der antiken lateinischen Literatur zentralen Textes, der in erster Linie das neoterische Epyllion überlieferungsbedingt beinahe alleine repräsentieren muss (vgl. 5 mit Anm. 9). Das Ergebnis ihrer jahrelangen Forschungen eröffnet die Verfasserin denn auch mit einem entsprechend bewegten Vorwort, in dem sie die Genese ihres *opus magnum* beschreibt (ix) und zahlreichen Kolleg\*innen für die erfahrene Unterstützung dankt (ix–x). Hierauf folgt eine ausführliche Einleitung, die in vier großen Abschnitten über die Kontexte von Catull 64, zentrale inhaltliche und formale Aspekte, die Rezeption sowie die Geschichte der Textherstellung informiert; die Einleitung endet mit einem knappen Hinweis zur Benutzung des Kommentars. Die anschließende kritische Edition präsentiert den Text mit ausführlichem Apparat, aber – wie durch die entsprechende Auslassung im Titel angedeutet – ohne Übersetzung; auf den folgenden Kommentar entfällt der Löwenanteil der außerordentlich umfangreichen Publikation. Auf einen in Relation dazu eher knapp gehaltenen Epilog, der sich insbesondere den großen Fragen, die Catulls Gedicht aufwirft, zuwendet und die Offenheit des Textes betont, folgen ein bibliographisches Abkürzungsverzeichnis, eine aufgrund der Zitierpraxis sinnvollerweise zwischen Ausgaben und Kommentaren auf der einen sowie eigenständigen Untersuchungen auf der anderen Seite unterscheidende Liste der benutzten Literatur und die klassischen Indices zu Wörtern, Sachen und Stellen.

Im ersten Abschnitt ihrer Einleitung betont Trimble zunächst die bereits aufgrund des Umfangs gegebene Ausnahmestellung von Catull 64 im Gesamtwerk des Dichters, zieht dann den Vergleich zur weitgehend verlorenen *Smyrna* Cinnas (2) und verweist auf die unfesten Grenzen zwischen epischem Erzähler und neoterischem Dichter („extremely permeable“, 4). Der folgende Versuch einer Einordnung in die Gattung des neoterischen Epyllions ist von einer großen Skepsis Trimbles hinsichtlich der heuristischen Valenz dieses Gattungsbegriffs geprägt (vgl. v.a. 8–9); insbesondere die These, dass die Kombination aus einer Erzählung und einer ausführlichen Ekphrasis als typisches Element hellenistischer bzw. neoteri-

scher Epyllien zu gelten habe, wird aufgrund der (zu?) dürftigen Überlieferungslage abgelehnt (9–10). Für das Verhältnis zu Lukrez wird auf die ungeklärte relative Datierung sowie den gemeinsamen Bezugspunkt Memmius verwiesen (11); die Indizien für die Lebensdaten Catulls werden lediglich referiert (13), bevor *Trimble* mögliche Bezugnahmen von Catull 64 auf den Konflikt zwischen Caesar und Pompeius in äußerst zurückhaltender Form erörtert (15–16). Vor dem Hintergrund der zentralen Ekphrasis sieht *Trimble* außerdem in der Repräsentation von Mythen durch die bildenden Künste (etwa durch die Wand- oder Vasenmalerei) eine Parallele zu Catulls Gedicht, in dessen Struktur sie ebenfalls eine Abfolge von Einzelszenen erkennt (19).

Der zweite Abschnitt beginnt mit einem Referat der Quellenforschung zu Catull 64, deren Annahme einer (misslungenen) Kontamination zweier hellenistischer Vorlagen *Trimble* insbesondere deshalb ablehnt, weil sie sich zu den Philolog\*innen zählt, die dem Text „in a spirit of appreciation“ begegnen und damit die Originalität des Gedichts betonen möchten: „Like them [...] I hold Catullus responsible for the poem that we have“ (25). In der Folge stellt die Einleitung die beiden zentralen Mythen um Peleus und Thetis (25–30) und um Ariadne (30–36) unter Verweis auf die jeweiligen Varianten und entsprechenden Quellen dar; die Frage nach dem Verhältnis von Erzähler- und Figurenrede wird insbesondere vor dem Hintergrund der Tendenz hellenistischer Hexametergedichte zur Kombination epischer und dramatischer Elemente („the interface of epic and tragedy“) gedeutet: „in Ariadne’s speech in particular we can see a conflation of allusions to both genres when she echoes both the Apollonian and the Euripidean-Ennian Medea“ (44). Auch das Verhältnis zwischen Narration und Ekphrasis bestimmt *Trimble* als eines gegenseitiger Abhängigkeit, sodass aus ihrer Sicht nicht nur die beiden Mythen, sondern auch die beiden Darstellungsformen die Deutung des jeweils anderen Textteils entscheidend mitbestimmen (vgl. insbesondere die pointierte Schlussfolgerung 52–53).

Ausführungen zur Stilistik von Catull 64 betonen das spezifisch poetische Vokabular (56–57) sowie signifikante Abweichungen von dieser Stilebene (59); typisch für den Hexameter des catullischen Epyllions ist nach *Trimble* ein eher mit Cicero als mit der augusteischen Dichtung vergleichbarer Zeilenstil (60), der auch eine Präferenz für den (bzw. für Variationen des) *versus aureus* begünstigt (64–65). Unter den frühen antiken Rezeptionsdokumenten hebt die Einleitung Vergils *Eklogen* und *Aeneis* (70–73) sowie die Ausgestaltung des Ariadnemythos in Ovids *Heroides*, *Ars amatoria*, *Metamorphosen* und *Fasten* (75–76) hervor; unter den späteren verdienen vor dem Hintergrund der weiteren Ausführungen des Kommentars die Bezüge zur *Ciris* (78–79), zu den Tragödien Senecas (80) und zu Nonnos (87) besondere Erwähnung. Im Anschluss daran legt *Trimble* eine ebenso komprimierte wie konzise Forschungsgeschichte vor (88–94), bevor sie sich einem zentralen Anliegen jeder, aber insbesondere auch ihrer Edition zuwendet: der Textgeschichte.

Die Entstehung der überlieferten Sammlung von Catulls Gedichten wird im Anschluss an ältere Theorien in der Spätantike verortet („a codex-length collection that incorporated traces (or more) of earlier papyrus *libelli*“, 95); die Beschreibung der Haupthandschriften OGR geht von einem gut nachvollziehbaren Stemma aus (98) und bietet alle für eine kritische Benutzung der Ausgabe wichtigen Informationen, bevor *Trimble* ihre editorischen Prinzipien darlegt: Sie beruft sich immer wieder auf die Sammlung von Konjekturen auf der von Dániel Kiss erstellten Website *Catullus Online* (103; 106), präsentiert bewusst eine normalisierte Orthographie (107–108) und verweist auf die Interdependenz von Apparat und Kommentar in Fragen der Textkritik (109); v.a. aber formuliert sie das Ziel eines dezidierten Lesetextes und

verordnet sich dazu eine optimistische Grundhaltung, aus der heraus sie sich dazu entschlossen habe, auf *crucis* zu verzichten und in Zweifelsfällen „to print something that Catullus *might* have written rather than something he *could not* have written“ (102).

Tatsächlich markiert der Text lediglich echte Hinzufügungen durch spitze Klammern (<*haud*>, 15; *iter*<*um saluete bonarum*>, 23b; die Lücke in 121b; <*leni*>, 122) sowie die Versumstellung von 217 vor 216 und die Athetese von 378 (ein Refrain des Parzenliedes); sämtliche weitere Emendationen können im Apparat nachvollzogen werden. In 254 folgt *Trimble* McKies Konjektur *cui famulae* für überliefertes *qui tum alacres* und verzeichnet im Apparat auch die Vorschläge zur Emendation des Versbeginns von Skutsch, Trappes-Lomax, Heyworth, Kalinka, Bergk, Schwabe und Baehrens; auch wo sie wie in 73 die Humanistenkonjektur *quo tempore* (für überliefertes *-que et tempore*) in den Text setzt, werden im Apparat Fröhlichs *qua robore*, Schraders *quo robore* und *quo pectore*, Ritschels *cum robore*, Peipers *qua pectore* und Thomsons *qua corpore* aufgeführt; dasselbe gilt für den nächsten Vers, wo der Apparat das von Heinsius für überliefertes und von *Trimble* beibehaltenes *iniusti* vorgeschlagene *inuisi* verzeichnet. Dass die Konjekturen von Lachmann (*venerit*) und Fröhlich (*fugerit*) in Vers 122 die von Baehrens nach Vers 121 angesetzte Lücke anders als die folgenden Emendationen Palmers (*leni*) oder Shumilins (*suavi*), die lediglich die Varianten der Humanistenhandschriften (*placido*; *mollis*; *dulcis*) variieren, zu vermeiden suchen, hätte im Apparat deutlicher markiert werden können – allerdings wird das Problem im Kommentar (wie angekündigt) dann tatsächlich (relativ) ausführlich dargestellt (291–292).

Zumeist jedoch nehmen textkritische Fragen in *Trimble's* Kommentar noch weit mehr Raum ein als im eben angeführten Fall: Ausführlich wird begründet, warum etwa das Festhalten an der Überlieferung im Fall von *velatum* in Vers 64 (230–231) oder von *audire* in Vers 260 (471–473) im Vergleich zu den bislang vorgebrachten Vorschlägen zur Emendation das kleinere Übel darstellt; auch das singuläre substantivierte *saevum* in Vers 110 verteidigt der entsprechende Eintrag engagiert (279–280). In all diesen Fällen wägt *Trimble* jedoch die Vor- und Nachteile ihrer Entscheidung stets kritisch ab und ermöglicht es den Leser\*innen so jederzeit, sich auf der Grundlage ihrer Darstellung ein eigenes Urteil zu bilden. So ist denn auch die Textkritik das deutlichste Symptom eines in fast jedem längeren Kommentar zu beobachtenden Phänomens: Während zu Beginn wirklich jeder Vers und beinahe jedes einzelne Wort intensiv kommentiert werden, lässt diese inhaltliche Dichte im Verlauf des Stellenkommentars in aller Regel etwas nach, was in diesem Fall etwa an der Kommentierung des überlieferten *montibus Idri* in 300 deutlich wird. Ausschließlich an dieser Stelle fehlt eine echte Diskussion der im Apparat durchaus verzeichneten zahlreichen Konjekturen; zwar werden die beiden grundsätzlichen Richtungen, die bei der Emendierung eingeschlagen worden sind, kurz skizziert (545–546), die eigentlich zu erwartende kritische Bewertung der einzelnen Vorschläge ersetzt dann aber der lapidare Hinweis „See app. crit. for both approaches“ (546).

Nicht nur im Bereich der Textkritik stellt dies allerdings die absolute Ausnahme dar; mit bewundernswerter Ausdauer widmet der Kommentar sich der Erläuterung vieler, wenn auch naturgemäß niemals aller relevanten Aspekte, wobei *Trimble* Catull 64 zunächst in große Abschnitte einteilt, denen jeweils ausführliche Interpretationen gewidmet werden, bevor sie zum eigentlichen Stellenkommentar übergeht. Da diese Abschnitte nicht im Inhaltsverzeichnis aufgeführt werden, sich deren Lektüre als Einführung in die Struktur des Gedichts aber gut eignet, seien zumindest die Überschriften im Folgenden genannt: „1–11: The Argo“ (135–138), „12–18: The Nereids“ (154–156), „19–30: Betrothal of Peleus and Thetis“ (165–166), „31–49: Arrival of the Human Guests and Description of the Palace“ (180–183), „50–75:

Initial Description of Ariadne on the Shore“ (201–203), „76–115: Events on Crete“ (244–246), „116–131: Ariadne’s Journey to Dia and Introduction to her Speech“ (283–285), „132–201: Ariadne’s Speech“ (300–305), „202–250: Aegeus“ (384–390), „251–264: Bacchus“ (456–461), „265–302: Departure of the Human Guests and Arrival of the Divine Guests“ (479–483), „303–322: Description of the Fates“ (546–552), „323–381: Song of the Fates“ (578–593), „382–408: Epilogue“ (676–683).

In diesen einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Abschnitten nennt Trimble in der Regel wichtige Intertexte, stellt gattungstypologische Überlegungen an und präsentiert die Leitlinien ihrer Interpretation; so wird beispielsweise im Abschnitt zum Auftritt des Aegeus zunächst auf die zentrale „manipulation of time“ hingewiesen (384); wenn sich der unmittelbar vorangehende Fluch Ariadnes bereits erfüllt, während der greise König noch auf eine glückliche Rückkehr seines Sohnes hofft, dann referiert der Eintrag die in der Mythentradition entfalteten Gründe dafür, dass Theseus den Auftrag seines Vaters vergisst (385–387), wodurch die Argumentation zur Frage nach der Schuld des Protagonisten überleitet (387–388). Es schließen sich Vergleiche zur *Hekale* des Kallimachos (388–389) und zur Figur der Ariadne in Catull 64 selbst (389) an, bevor zentrale Interpretamente des gesamten Gedichts aus der vorliegenden Passage abgeleitet werden: Die gefärbten Segel nehmen nach Trimble das zentrale Motiv der „colour-coded textiles“ auf und betonen über die Einführung der ebenfalls durchweg bedeutsamen „elements of visuality“ die erneute Grenzüberschreitungen zwischen Narration und Ekphrasis (389); der Vergleich mit der gesamten, auch diese Passage beinhaltenden Ekphrasis der *vestis* zeigt dann die Signifikanz der Szene für das gesamte Gedicht: „This raises yet more questions if Aegeus himself is to be considered in any way a *mise en abyme* for the poet, who has presented for the reader’s interpretation both a text and, within that text, a textile“ (390).

Auch innerhalb dieser größeren Abschnitte werden meist zunächst mehrere Verse zusammengefasst und kommentiert, wie etwa die Ankunft von Chiron und Peneos bei Peleus in den Versen 278–293. Hier vergleicht Trimble zunächst die den beiden Figuren zugeordneten Geschenkkataloge mit denen der *Ilias* (510), verweist auf Parallelen zur Hochzeit von Jason und Medea bei Apollonios (ebd.), skizziert die Forschungsdiskussion um die Deutung des künstlich geschaffenen *locus amoenus* (510–511) und charakterisiert abschließend die beiden Naturgötter in ihrem Verhältnis zu den Olympiern (511–512). Der eigentliche Stellenkommentar betont dann typische Merkmale des Kommentars (513 zu Vers 278 *princeps*), klärt mythologische Kontexte (513–514 zu Vers 278 *e vertice Pelei*), verteidigt die Überlieferung gegen Zweifel an deren Authentizität und entsprechende Konjekturen (517–518 zu Vers 282 *aperit*), kommentiert die Wortwahl (520 zu Vers 285 *confestim*) oder analysiert die Stilistik (521 zu den Versen 285–286 *Tempe*, | *Tempe, quae*). Typischerweise allerdings sind die längsten Anmerkungen Stellen wie Vers 287 gewidmet, dessen Überlieferung (*minosim linquens doris celebranda choreis*) zuallererst mit den Methoden der Textkritik Sinn abzugewinnen ist. Hier drückt Trimble Haupts *naiasin* und Lachmanns *crebris*, behält das überlieferte *celebranda* jedoch bei, was jeweils aus dem Kontext des Gedichts heraus (in diesem Fall insbesondere durch den Verweis auf das von allen Menschen verlassene Tempe in Vers 35) begründet und durch aussagekräftige Parallelen (hier z.B. durch den Verweis auf Eur. *Iph. Aul.* 1054–1057) abgesichert wird.

Auf diesen äußerst detaillierten und entsprechend umfangreichen Kommentar folgt ein eher kurz gehaltener Epilog, der die notwendige Detailverliebtheit eines Stellenkommentars durch den Blick auf das Ganze ausbalancieren soll (731). Dazu konzentriert Trimble sich

auf drei zentrale Aspekte, die sie unter den Stichworten „Space, Time, and Representation“ (732–743), „Subjectivity“ (743–750) und „The World outside the Text“ (750–759) zusammenfasst. Im ersten Abschnitt wird noch einmal – im Anschluss an Lessings berühmte Unterscheidung – die Wiedergabe von Handlung durch die Dichtung in zeitlicher Abfolge und durch die darstellenden Künste in räumlicher Reihung reflektiert; ausgehend vom Aufbau des Gedichts aus narrativen und ekphrastischen Elementen werden hier insbesondere die Inszenierung dramatischer Wendepunkte (736), der Aufbau aus voneinander unabhängigen Elementen (der Beschreibung der *vestis*, dem Lied der Parzen usw., 738) und intratextuelle Verweise (740–741) in einem spannungsvollen Verhältnis gesehen: „Although visuality and verbal style work in similar ways to hold the poem together by means of those links, there are also many individual places in the text where they complicate interpretation in a different way, by pulling in different directions“ (742).

Der zweite Abschnitt unterscheidet zwischen Figuren, die das Geschehen dezidiert aus ihrer eigenen Perspektive darstellen (was in der Regel mit längeren Redebeiträgen einhergeht und daher ausschließlich auf Ariadne und Aegeus zutrifft), und Figuren, über deren Innenleben die Leser\*innen faktisch nichts erfahren (Pelus, Thetis, Theseus, Bacchus). Zuletzt geht *Trimbles* Epilog auf Catulls Epilog ein, der das Zeitalter des direkten Kontakts zwischen Göttern und Menschen aufgrund der moralischen Verkommenheit der letzteren für beendet erklärt und damit eine Brücke zwischen der erzählten Welt von Catull 64 und der Realität der Leser\*innen herstellt: „The question we are left with, perhaps, is whether we can or should adopt an attitude of aesthetic detachment with respect to the world in which we live, perhaps by receiving or creating an artefact that might aim to free us from our current position in space and time and give us access to the past or to other points of view: or whether any such artefact must, in the end, as we walk away from it or even before we finish reading it, simply return us to our ongoing subjective experience“ (759).

Dass *Trimbles* Kommentar als Instrumentarium für die Arbeit mit Catull 64 einen idealen Ausgangspunkt darstellt, zahllose Fragen direkt beantwortet und in anderen Fällen auf die entsprechenden vertiefenden Untersuchungen verweist, die ein ausgewogenes Literaturverzeichnis auflistet (760–830), steht außer Frage; die Funktionalität für die Benutzer\*innen erhöht nicht nur die Tatsache, dass die Verfasserin den Band mit vollem Recht als „abundantly cross-referenced“ bezeichnen darf (109), sondern auch ein unter dem Hauptstichwort in aller Regel noch zahlreiche Details auflistender Sachindex, der die unverzichtbaren Wort- und Stellenindizes ideal ergänzt. Doch auch die kontinuierliche Lektüre des Buches lohnt den (angesichts des Umfangs nicht ganz unerheblichen) Aufwand: Wer sich zum ersten Mal intensiver mit Catull 64 auseinandersetzt, erhält viele relevante Informationen, die nicht nur in einer bis ins Kleinste durchdachten Auswahl und Anordnung präsentiert werden, sondern die Leser\*innen auch stets zur kritischen Hinterfragung des Präsentierten anregen; wer das Gedicht bereits gut kennt, wird die ebenso engagierte wie sachlich-bescheidene Argumentation, in der *Trimbles* ihre Thesen vorträgt, aus demselben Grund zu schätzen wissen – die Verfasserin weiß jederzeit, was sie vermitteln will und warum sie genau dies vermitteln will, aber sie weiß auch, dass man bei der Interpretation von Catull 64 natürlich an vielen Stellen auch andere Schwerpunkte setzen und auch zu anderen Ergebnissen als denjenigen gelangen kann, die der vorliegende Kommentar den Leser\*innen ans Herz zu legen sucht.

Heiko Ullrich

Margot N e g e r – Spyridon T z o u n a k a s (Hg.), *Intertextuality in Pliny's Epistles*. Cambridge: Cambridge University Press 2023. XI + 342 S. ISBN 978-1-009-29476-8

Das Buch vereint die Beiträge einer Konferenz an der University of Cyros (Nikosia) aus dem Frühjahr 2018, bei der der Versuch unternommen wurde, eine der klassischen Größen der römischen Literatur unter einem ganz bestimmten Blickwinkel zu betrachten. Die Briefsammlung des jüngeren Plinius, und um sie dreht sich hier alles, wurde lange Zeit als eine vor allem kulturkundlich interessante Quelle aus der Feder eines mediokren Geistes abgetan, weckt indes schon seit einiger Zeit vermehrtes Interesse. Denn sie unternimmt erkennbar den Versuch, aus dem Umstand, dass Texte, egal welcher Gattung, immer eine Form der Kommunikation sind, Kapital zu schlagen und die vielleicht am offensichtlichsten kommunikative Textform, den Brief, entsprechend polyvalent werden zu lassen; oder, wie es im Beitrag von T z o u n a k a s heißt, „to flirt with various literary genres without violating the lex of his own genre“ (165). Im Prinzip fährt Plinius damit auf einer Bahn fort, welche die Flavierzeit mit ihrem omnipräsenten Trend zum *generic enrichment* gelegt hatte, und auch wenn die Kluft zwischen Anspruch und Ausführung dabei bisweilen fühlbar bleiben mag, zeigen Plinius' Ambitionen das große Kreativitätspotential, das in der römischen Literatur seit der Klassik aufgeblüht war, und verweist damit gewissermaßen schon auf die Spätantike voraus.

Von einem Vorwort der Herausgeber\*innen abgesehen, das die Beiträge summarisch umreißt und in einen Gesamtzusammenhang bringt (besser übrigens, als es die vorliegende Rezension vermag, freilich auch länger), ist der Band in sechs Kapitel gegliedert, die nachfolgend kurz skizziert werden sollen.

(I) „Intertextuality and Interdiscursivity in Pliny's letters“: Zum Einstieg demonstriert Christopher W h i t t o n (29–46) anhand dreier Briefe (4,3; 5,16; 7,1) *imitatio* von Lukrez, Cicero, Valerius Maximus und Tacitus' *Agricola*, weist jedoch gleich eingangs darauf hin, dass die Bedeutung dieser Autoren für Plinius insgesamt geringer ist als etwa die von Tacitus' *Dialogus* oder gar Quintilians *Institutio oratoria*. Roy G i b s o n (47–66) untersucht das sechste Buch der *Epistulae* und demonstriert, wie Vergil, Cicero und Tacitus, ergänzt um Catull und, natürlich, Quintilian die Hauptstimmen im polyphonen Klang literarischer Bezüge bilden und punktuell, etwa im zweiten Vesuvbrief (6,20), ganz besonders dicht miteinander verflochten und um eine Reihe weiterer Bezugstexte ergänzt erscheinen. Ein klares Muster über das ganze Buch hinweg ergebe sich daraus jedoch nicht, einzig die zahlreichen Bezüge zu Quintilian fügten sich zu einem optimistischen Blick auf die Zukunft der Rede als populäres *genus* und auf Plinius' eigene Rolle als herausragender Redner in seiner Zeit zusammen. Schließlich untersucht Alice K ö n i g (67–95) einige mögliche Bezugnahmen auf Frontinus im zehnten Briefbuch, mehr noch dessen internen Zusammenhang und seine Vernetzung mit den übrigen Briefbüchern und dem *Panegyricus*.

(II) „Models and Anti-Models: Pliny's Interaction with Oratory and Natural History“: Matthew M o r d u e unternimmt eine Synopse von *epist.* 2,20 mit der Kranzrede des Demosthenes und Ciceros *In Verrem*, wodurch Plinius anhand der Figur des Redners Regulus (alias Verres oder Aeschines) generell Kritik an der moralischen Defizienz der Oberschicht übt. Dadurch gewinnen sowohl der früher oft als argloser Trajanpanegyriker abgetane Plinius als auch die Regierung des ja offiziell von Beginn seiner Regierungszeit an als *optimus princeps* titulierten Trajan an Profil. Auch Stefano R o c c h i (116–128) verfolgt eine kleine Verbindungslinie zu den Verrinen, konkret den möglicherweise durch Cicero angeregten Um-

gang des Plinius mit *aes Corinthium* in *epist.* 3,6. Judith H i n d m a n n (129–146) schließlich analysiert das Verhältnis des jüngeren Plinius zum älteren und demonstriert, wie die *Epistulae* einerseits eine Art Enzyklopädie *in nuce* bilden, andererseits aber einer anderen literarischen Zielsetzung gehorchen, dem Ausloten des literarischen Potentials in Form von scheinbarem „raw material available for the addressee’s own literary use“ (135). Ein Vergleich des *lucubratio*-Motivs bei beiden Autoren zeigt beispielhaft, wie sehr der Neffe sich von seinem Onkel und Adoptivvater zu unterscheiden bemüht.

(III) „Pliny and Seneca: Discourses of Grief and Posthumous Reputation“: Besondere Vertiefung erfährt die Untersuchung des Verhältnisses zum jüngeren Seneca, dessen Briefcorpus ja den zeitlich nächstliegenden heute noch erhaltenen Anknüpfungspunkt für die Gattung bot. Zunächst analysiert Michael H a n a g h a n Plinius’ Auseinandersetzung mit Senecas Stoizismus im Kontext des Selbstmordes des Corellius Rufus (*epist.* 1,12) und der allzu ostentativen Trauer des Regulus über den Tod seines Sohnes (*epist.* 4,2 und 4,7), auch vor dem Hintergrund politischer Implikationen wie eines möglichen Versuchs des Plinius, sich retrospektiv als Mitglied der sog. stoischen Opposition gegen Domitian zu gerieren. Spyridon T z o u n a k a s (164–184) wiederum demonstriert, wie Plinius in seinem bekannten Brief auf den Tod des Silius Italicus (*epist.* 3,7) dessen Tod zwar als stoischen Selbstmord umreißt, dadurch aber umso mehr in Kontrast zu dem herzlich unstoisch gezeichneten Lebenswandel des Verstorbenen setzt. Dabei vertrete Plinius aber hinsichtlich der Meinung, das menschliche Leben sei grundsätzlich kurz, eine andere Ansicht als Seneca (soweit man Plinius unterstellen mag, dass er philosophische Ansichten ernsthaft hege).

(IV) „Pliny’s Villas and Their Poetic Models“: Wenig überraschend ist der Abschnitt den beiden Dichtern gewidmet, die vor Plinius das literarische Potential des Phänomens *villa* am stärksten ausgelotet hatten, Horaz und Statius. Zunächst verfolgt Alberto C a n o b b i o (187–199) mit großem Feinsinn auch geringfügige Horazspuren in den Briefen an Caninius Rufus, danach entwirrt Christopher C h i n n (200–215) ein komplexes Beziehungsgeflecht zunächst zwischen den Villengedichten des Statius und Lukrez sowie Vergil, dann zwischen den Villenbriefen des Plinius und Statius sowie Vergil und Lukrez: Hier wird auch deutlich, wie wichtig und erfolgversprechend es wäre, das bis dato recht unbekannte Verhältnis zwischen den Pliniusbriefen und den *Silvae* umfassend zu untersuchen.

(V) „Pliny Turns Nasty: Satire and the Sceptic Tradition“: Zunächst bietet Tamás Á b e l (219–240) eine Interpretation vor allem von *epist.* 1,9 vor dem Hintergrund von Hor. *sat.* 1,9 und zeigt auf, wie vielschichtig der sich daraus ergebende satirische Schlagabtausch und die Selbstironisierung der Sprecher-*persona* des Plinius verstanden werden können. Der Selbstprofilierung des Plinius auf dem Umweg über die (literarische) Demontage eines allmächtigen Freigelassenen der Claudianischen Zeit, Pallas, in *epist.* 7,29 und 8,6 geht Jakub P i g o n (241–258) nach und berührt damit das ewig heikle Thema der unter Domitian so erfolgreichen Karriere des Plinius. Margot N e g e r (259–277) gibt zum Abschluss des Kapitels einen Überblick darüber, wie Plinius von satirischen und invektivischen Dichtungen (z.B. Catull, Lucilius oder Martial) allusorisch Gebrauch macht, um *risus et indignatio* zum Ausdruck zu bringen bzw. beim Publikum zu erzeugen.

(VI) „Final Thoughts: Discourses of Representation and Reproduction“: Das letzte Wort hat Ilaria M a r c h e s i (281–303), die nicht nur rund um die Figuren der Hispulla, des Regulus und seines Sohnes einige Fälle von Intra-, Inter-, Extra- und Altextualität vorführt, sondern diese Kategorien auch rückblickend auf eine Reihe der in diesem Band vereinten Beiträge projiziert und diese so nochmals bündelt bzw. über sich selbst hinausführt.

Nicht zuletzt dank dieser methodologischen Abrundung wirkt der Band, so sehr er auch grundsätzlich ein Konferenz-Sammelband sein mag, doch recht geschlossen und leistet zwar begreiflicherweise keine umfassende Analyse intertextueller Phänomene beim jüngeren Plinius, wohl aber eine Reihe anregender Beiträge dazu, die zum Nachdenken über so verschiedene Probleme wie die Frage, was überhaupt eine literarische Gattung ist bzw. im Verständnis der Antike war, oder der, was man von einem Kaiser Trajan zu halten hat, unter dessen Herrschaft selbst ein so angepasster Autor wie Plinius (doch *mutatis mutandis* auch ein Tacitus) die kompliziertesten literarischen Wege nicht scheut, von sich selbst, seiner Karriere, seinem Freundeskreis ein vorteilhaftes Bild zu zeichnen, während kein lateinischer Historiker oder Biograph der Zeit es unternommen wird, über diesen Kaiser selbst zu schreiben. In Summe also ein lesenswertes Buch für all jene, die sich mit derlei Fragen beschäftigen wollen.

Gottfried Kreuz

Meike Rühl – Gabriel S i e m o n e i t (Hg.), *Literarische Fiktionalität in der Vormoderne. Beiträge zu Problemen und Perspektiven*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2025. 151 S. ISBN 978-3-515-13832-1 (Print). ISBN 978-3-515-13836-9 (E-Book). DOI 10.25162/9783515138369

Als Ziel der aus der Tagung „(Wie) Verstehen wir vormoderne Fiktionalität?“ (Universität Osnabrück, 31.03.–01.04.2023) hervorgegangenen Publikation definieren die Herausgeber\*innen Meike Rühl und Gabriel S i e m o n e i t in ihrer „Einleitung“ die (7) „Erforschung literarischer Fiktionalität in der Vormoderne, genauer in der lateinischen Antike und im germanistischen [*sic*] Mittelalter“. Behandelt wird die zentrale Frage, ob und wenn ja, wie moderne Konzepte sich in die Vergangenheit projizieren und sich somit auf andere Kulturen und Schreibpraktiken adaptieren lassen. Der programmatische Text ist essentielles (literatur)theoretisches Substrat, präziser Forschungsbericht und ansprechender Ausblick auf die sechs Beiträge (zwei theoretisch-philosophische, drei klassisch-philologische, ein mediävistischer). Ein umfangreiches Literaturverzeichnis ermöglicht, analog zu den Aufsätzen, vertiefende Beschäftigung mit der diffizilen und divergent behandelten Materie.

Maria Elisabeth R e i c h e r bejaht in „Fiktionalität, indirektes Behaupten und das Kooperationsprinzip. Literarische Fiktionen als Wissensquellen“ die Frage (17) „Können fiktionale literarische Werke Wissensquellen sein?“ auf Basis von Herbert Paul Grices (1913–1988) Kooperationsprinzip zwischen Autor\*in und Rezipient\*in und expliziert das an einer Fabel und einem historischen Roman. Signifikante Textauszüge und das systematische Abarbeiten von *bullet points* sowie treffende Erklärungen von Fachtermini wie (28) „Wahrheits-, Rechtfertigungs- und Klarheitsmaxime“, (30) „Relevanzmaxime“, (32) „indirekte Behauptungen“ und „Vermittlung propositionalen Wissens“ verbinden Literaturtheorie und Lesepraxis, sorgen somit für angenehme und gewinnbringende Lektüre mit Mehrwert für andere Texte, zumal R e i c h e r ihre Ausführungen mit einer einprägsamen Maxime abschließt: „Gestalte deinen Text so, dass er spannend ist, emotional berührt, anschauliche Phantasievorstellungen evoziert und phänomenales Wissen generiert! Anhand der relevanten Maximen können Leser/innen begründete Hypothesen darüber bilden, welche der durch einen fiktionalen Text indirekt vermittelten Inhalte als ernsthafte Behauptungen intendiert sind und welche nicht.“

Stefan F e d d e r n setzt sich in „Fiktionalität und Lyrik in der römischen Dichtungstheorie (Catull. 16; Ov. trist. 2,347–356; Sen. contr. exc. 6,8)“ mit viel Text und mittels semantischer

Analyse mit der (35) „Frage nach dem lyrischen Ich“ auseinander und kommt für Catull (gestützt durch Plin. *epist.* 4,14), Ovid und Seneca zu einem variantenreichen Ergebnis (47): „Catulls Selbstermächtigung besagt also, dass Verse obszön sein dürfen, wobei diese Lizenz dementsprechende Handlungen des Dichters selbst einschließt. Fiktionstheoretisch legt Catull nicht die Differenz, sondern die Identität von Dichter und lyrischem Ich zu Grunde. Eine auf der Fiktivität des Sprechers beruhende und insofern mit dem lyrischen Ich vergleichbare Größe lässt sich nicht erkennen. Eine Dissoziierung zwischen dem Dichter und seinem Produkt kommt hingegen insofern zum Vorschein, als Catull eine mimetische Analogie hinsichtlich der passiven Homosexualität brüsk zurückweist.“ Ovid klassifiziert seine Werke hingegen als fiktional (49): „Die Homodiegeese könnte insofern betroffen sein, als darin (in der *Ars amatoria* und in den *Amores*) ein Ich zum Vorschein kommt, das sich *Naso* nennt.“ Und weiter (51): „Für die Beurteilung seiner Vertrautheit scheint in diesem Diskurs die Homo- bzw. Heterodiegeese ebenso unerheblich wie die Gattungswahl zu sein.“ Für Seneca betont Feddern, ausgehend von der Überlieferung als Exzerpte und weiterer spätantiker Auszüge, (53) „Fiktionspakt“ und „Autofiktion“. Gemeinsam ist allen dreien (55) „keine Dissoziierung zwischen dem Autor und dem lyrischen Ich“, sondern „eine Dissoziierung zwischen dem Dichter und seiner Dichtung“ ohne (56) „Sensibilität gegenüber der Gattung“ oder „Opposition zwischen der Homo- und der Heterodiegeese“.

Hartmut Wulfram analysiert in „Visuelles“ Erzählen als Element fiktionalen Überzeugens. Ciceros *Pro Milone* (*Mil.* 27–29)“ eine entscheidende Passage aus der *Miloniana* mikro-philologisch, indem er (61) „die ‚Trägerpflanze‘“ und den „umwuchernden ‚Epitext‘ antiker Provenienz“ (das sind Asconius Pedianus, Appian, Cassius Dio und die *Scholia Bobiensia*) in zahlreichen Unterkapiteln und – gleichsam Theodor Mommsens Methode folgend – unter Verwendung modernen Vokabulars (z.B. [67]: „Speckgürtel“; [71]: „Garderobenwechsel“ und „Dienstreise“; [74]: „Familienausflug“ und „Poncho“) untersucht und stilistisch bewertet – (69): „gemeint sind das langatmig anwachsende Trikolon von Attributen (*iter sollemne, legitimum, necessarium*), die schwerfällig-archaische Datumsangabe (*ante diem tertium decimum Kalendas Februarias* [übersetzt mit 18.01.; Anm. d. Rez.]) und die zwei polyptotisch-explikativen, an Verwaltungs- oder Gesetzeslatein gemahnenden Namenswiederholungen in chiasmusartiger Stellung (*Miloni Lanuvium, Lanuvi Milo*)“. Ein Bezug zum historischen Kriminalroman geht mit einer Abwertung Hans Dieter Stövers und Steven Saylor im Unterschied zu Florence Dupont als (62 n. 2) „eher trivialen Genrevertreter[n]“ einher. Ciceros Argumentationsduktus stützen gezielte Verfremdungen, wobei durchgehend (84) „an die visuelle Vorstellungskraft der Rezipienten appelliert“ wird. Wulframs Ergebnisse betreffen (62) „die literarische, nicht die performative Fassung der Rede“. Unter ‚visuell‘ versteht er nicht nur die (84) „alternative pictures“, die Cicero entwirft, sondern auch die Dichte an Vokabular sinnlicher Wahrnehmung (mit Bsp. 64). Am Ende steht ein bemerkenswerter Vergleich (84): „Mag Ciceros rhetorische Kreativität in ihrer manipulativen Unverfrorenheit auch an beunruhigende Entwicklungen der Gegenwart erinnern, in ihrer fiktionalen Konsistenz und suggestiven Ästhetik überragt sie diese bei weitem.“

Gabriel Simeonit unterscheidet in „Existierte Chremes? Vorüberlegungen zum Status der literarischen Fiktion bei Cicero“ zwischen ‚fiktiv‘ und ‚fiktional‘ (87 n. 1): „Das Wortfeld des Fiktiven bezieht sich auf Textebene auf den ontologischen Status der beschriebenen Gegenstände und Sachverhalte, das Wortfeld des Fiktionalen auf sprachliche Einheiten (z.B. Sätze, Äußerungen, Texte), die von Fiktivem handeln (können).“ Der Beitrag versteht sich als (87) „Werkstattbericht, der an der theoretischen Konzeption einer Forschungsfrage inter-

essiert ist“; n. 2 kündigt S i e m o n e i t erfreulicherweise eine einschlägige Monographie an. Sein Konzept entfaltet er systematisch in fünf Abschnitten: Am Anfang stehen (88) „Wahrheit, Lüge, wahrscheinliche Fiktion“; Aristoteles, Cicero und Strabon (und Homer) dienen als Beispiele. Danach werden (90) „[m]oderne Fragen“ und der „Wandel im Wirklichkeitsverständnis“ beleuchtet – unter Einbeziehung gezielter (91) „Absehung vom Literalsinn“ (etwa in einer Fabel oder einem Drama, womit der Verfasser bei Chremes als Figur bei Terenz als Schöpfer und Cicero als Rezipient angelangt ist), aber auch (93) „mit weitgehender Berücksichtigung des Literalsinns“ (z.B. in der Geschichtsschreibung oder einem philosophischen Dialog). Das bedeutet (94): „Weder also haben fiktive Rahmenbedingungen, fiktive Orte oder fiktive Sprecher die Vermittlung von gehaltvollem Wissen gefährdet noch eine Absicht des Autors markiert, nicht am Maßstab einer historischen, logischen oder anders gearteten Wahrheit gemessen werden zu wollen. Dies ist eine signifikante und erklärungsbedürftige Abweichung von modernem Fiktionalitätsverständnis.“ Aus diesem Befund ergeben sich „Antike Antworten? Moderne Antworten?“ als dritter Abschnitt, in dem S i e m o n e i t eine gewisse Inkompatibilität von antikem und modernem (theoretischem) Zugang einräumt, und (95) „Philosophische Fiktionalitätsforschung“ als vierter, worin mit viel Text (97) „Realismus“ und (100) „Antirealismus“ abgehandelt werden, aber auch – aus S i e m o n e i t s Sicht für die Antike kaum relevant – das (101) „Problem der (vermeintlichen) Bezugnahme auf fiktive Gegenstände“, konkret die Reduktion von Sachwissen und kognitivem Erkenntniswert auf „nur eine Funktion von vielen, die Literatur erfüllen kann. Neben den kognitiven Erkenntnisformen gebe es weitere nicht-kognitive, die mindestens ebenso wichtig seien, zum Beispiel das Vergegenwärtigen bzw. Sich-Hineinversetzen in einer Situation oder das Durchspielen von Möglichkeiten.“ Am Ende stehen (102) „Perspektiven“, aus denen die folgenden hervorzuheben sind (103): „Das methodische und terminologische Instrumentarium der philosophischen Fiktionalitätsforschung heranzuziehen, ist deshalb vielversprechend, weil sie die Fiktionalitätsthematik (bzw. -problematik) anhand von Begrifflichkeiten und Konzepten analysiert, die trotz allgegenwärtigem Bedeutungswandel grundsätzlich bereits der Antike zur Verfügung standen und somit ein Bindeglied zwischen antiker Rhetorik, antiker Philosophie und moderner Fiktionalitätsforschung darstellen. [...] Wenn man unterscheidet zwischen einem empirisch-raumzeitlichen Chremes (den es nicht gibt) und dem Chremes der Terenzischen Komödien (den es Realistinnen und Realisten zufolge schon gibt), öffnet sich der Spielraum, Letzterem Bedeutung, Wirksamkeit o.ä. zuzuschreiben. [...] Wenn es mit dem beschriebenen Ansatz gelingt, eine bestimmte Perspektive auf antike Fiktionalität – sollte sich der Begriff nicht letztlich doch als Anachronismus erweisen – stärker als bisher zu konturieren, wäre ein wichtiges Ziel erreicht.“

Sonja G l a u c h schließt mit „Transtextuelle Figuren und vormoderne Fiktionalität. Mit einer Anmerkung zum Figurenbegriff“ direkt an diese Beobachtungen an, da in antiken und mediävistischen Texten (oder mehreren derselben Epoche) auftretende Figuren wie Dido, Helena, Medea oder Alexander, Charlemagne, Tristan (107) „*per definitionem* transtextuelle Figuren“ sind (118): „Die transtextuelle Figur ist der Normalmodus der Figur im Mittelalter“, hatte doch in der Antike und im Mittelalter ein anderes Fiktionalitätsverständnis Geltung als in der Neuzeit. Generell geht die Verfasserin davon aus, dass (108) „Fiktionalität in der Literaturwissenschaft eigentlich nur ein Stellvertreterkonzept für andere Dinge wie Literarizität, Autonomie oder Narrativität ist, mit denen sie oft unterschwellig gleichgesetzt wird. Solange aber Fiktionalität als literaturtheoretische Leitgröße virulent bleibt, können wir sie in der Beschäftigung mit vormodernen Texten nicht ignorieren.“ Erfrischend und wohlthuend

sind Sätze wie (109): „Man hat hier mehr Grauzonen des Wissens hingenommen.“ Glauch kritisiert „den unhinterfragten Einsatz von Theoriekonzepten und -begriffen“, vor allem dann, (110) „wenn diese sich als allgemeingültig verstehen, aber in Wirklichkeit moderne, westliche Kulturtechniken der Bildungselite beschreiben und aus ihnen abgeleitet sind.“ Im Zentrum des Beitrags steht aber die „Figurentheorie“, exemplifiziert an Napoleon und Martin Luther King als Romanfiguren, aber auch an Charakteren der Popkultur: Glauch tritt für eine deutliche Trennung der (113) „Begriffsverwendung von ‚Figur‘ und ‚Person‘“ ein und stellt der (116) „Abgeschlossenheit“ des Wirkungsbereichs erfundener Figuren in einer „fiktionalen Erzählwelt“ einen „Überraschungs- und Verfremdungseffekt“, konkret das „Phänomen der Transgression“ gegenüber, wenn Figuren aus unterschiedlichen ‚Welten‘ aufeinander treffen; das gilt auch für ‚Gastauftritte‘ historischer Personen, die dann zu Figuren werden. (Als rezentes Beispiel ließe sich ergänzend das Aufeinandertreffen historischer [Franz Ferdinand, Rasputin, Lenin, Gavrilo Princip, Mata Hari, Woodrow Wilson, Adolf Hitler] und fiktionaler Figuren im Film *The King’s Man. The Beginning* [2021] bei gleichzeitigem Ineinandergleiten tatsächlicher Ereignisse und Erfindungen anführen.) Hinzu kommen (119) „Spielarten einer Figur“, die vielleicht gar nicht als (120) „Repräsentationen *ein und derselben* Person“ rezipiert wurden. Am Ende steht eine Mahnung, die es verdient, gehört – und verstanden – zu werden (123): „Wir müssen als Mediävisten nicht begründen, daß unsere Literatur ‚noch nicht‘ der modernen Fiktionalitätstheorie mit ihren scharfen Unterscheidungen gehorcht und alteritär sei; sondern wir müssen der modernen Fiktionalitätstheorie plausibel machen, daß sie zu reduktionistischen Ansätzen neigt, die einen erheblichen Teil der zeitgenössischen Erzählpraxis (die in manchen Sparten nämlich gar nicht so anders ist als die mittelalterliche Erzählpraxis) nicht gut beschreiben kann.“

Christian Schneider begreift in „*Iwein* oder Der geträumte Text. Skizze eines handlungspragmatischen Fiktionalitätsverständnisses für vormoderne Literatur“ (127) „Fiktionalität als Rezeptionsproblem“ und (129) „Anachronismus“ (mit reichlich Literaturbelegen). Er zieht es vor, von einer (130) „rezeptiven Einstellung gegenüber gelesener oder gehörter Textualität“ zu sprechen und rezipient\*innenorientiert vorzugehen. Daraus leitet der Verfasser folgende Klassifikation ab (132–133): „Entscheidend für die Wahrnehmung eines Textes als fiktional oder nichtfiktional – oder auch, wenn man eine skalierbare Vorstellung von Fiktionalität zugrunde legt: als mehr oder weniger fiktional bzw. faktual – ist demnach, ob ein Text eine Rezeption stimuliert, die auf eine *direkte, unmittelbare* Referentialisierung des Ausgesagten in der empirischen Wirklichkeit verzichtet und an die Stelle von Referenz Evidenz treten lässt: die Erfahrung einer Evidenz, die von den Bedingungen der Realitätsüberprüfung suspendiert ist. Das ist bewusst vorsichtig formuliert, denn von mittelalterlichen Rezipienten zu erwarten, dass sie auf eine Referentialisierung des propositionalen Gehalts eines Textes *von vornherein* verzichteten, scheint mit der mittelalterlichen Literatur – als einer im Hinblick auf die Koordinaten fiktional/nichtfiktional nicht ausdifferenzierten Textualität – unangemessen.“ Fabel oder Allegorie werden als fiktional rezipiert worden sein, (135) „Immersion und Erfahrungshaftigkeit“ werden in Schilderung von Instrumental- und Vokalmusik besonders ausgeprägt gewesen sein (mit einem signifikanten Textbeispiel aus Gottfrieds von Straßburg *Tristan*, das sich mit einschlägigen Szenen aus der antiken Epik parallelisieren ließe), bis hin zur (136) „Absorption“. Schneider zieht umfänglich literaturtheoretische Standardwerke heran und subsumiert, bevor er einen Traum in Hartmanns von Aue *Iwein* als Fallbeispiel (mit Text 140) untersucht (138): „Das Schwergewicht liegt nicht mehr so sehr auf der Ebene von Wahr oder Falsch, *facta* oder *facta*, sondern der Art der rezipierenden Bezugnahme auf ein

immersiv Erlebtes.“ Für die analysierte Passage aus dem *Iwein* bedeutet das (141): „Iweins Traum repräsentiert, in textueller Form, seine bis hierhin erzählte Geschichte. So gesehen, würde der Text – in der und durch die Art, in der die Figur, Iwein, darauf Bezug nimmt – an einer Zentralstelle der Handlung gewissermaßen für sich selbst einen fiktionalen Rezeptionsmodus vorschlagen.“ Im Fazit fasst S c h n e i d e r seine Ergebnisse in sechs *bullet points* zusammen – wobei dem letzten besondere ‚Reichweite‘ zukommt (142): „Es gibt, wie das Hartmann-Beispiel zeigen sollte, Hinweise darauf, dass ein solcher, näherungsweise ‚fiktional‘ zu nennender Rezeptionsmodus auch für nichtfabulöses Erzählen im Mittelalter reflektiert wurde.“

Ein Stellenregister und ein Register (zu Namen und Sachen) dienen als Findehilfen in dem facettenreichen, disziplinen-, genus-, sprachen- und epochenübergreifenden Sammelband, der durch die Vielfalt der Zugänge besticht – ein unleugbares Positivum, das durch gelegentlich optimierbare Übersetzungen, den partiellen Gebrauch der alten Rechtschreibung und die demonstrative Verwendung des generischen Maskulinums in mehreren Beiträgen eine gewisse Einschränkung erfährt.

*Sonja Schreiner*

Bernd K o l l m a n n, Frühes Christentum und antike Sklaverei. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. (Biblisch-Theologische Studien. 197.) 250 S. ISSN 0930-4800. ISBN 978-3-525-56562-9

Das Vorwort beginnt mit denkwürdigen Sätzen (9): „Die Sklaverei begleitet die Menschheitsgeschichte von ihren Anfängen bis in die Gegenwart. Obwohl die Sklaverei international geächtet und auf dem Papier abgeschafft ist, befindet sie sich faktisch seit langem wieder auf dem Vormarsch.“ Somit hat Bernd K o l l m a n n s (10) „kleines Überblickswerk“ aktuelle Relevanz; in seinem Kenntnisreichtum zeigt es deutlich, dass das Thema den Verfasser sein gesamtes akademisches Leben hindurch begleitet hat.

Seine „Einführung“ beginnt K o l l m a n n mit (11) „[p]rovokative[n] Stimmen zum Thema“ und referiert Franz Overbeck, der 1875 der These widersprochen hat, dass die Abschaffung der Sklaverei ein Verdienst des Christentums sei, gefolgt von Karlheinz Deschner, der 1962 die christliche Haltung gegenüber der Sklaverei kritisierte, und Siegfried Schulz, der 1972 den Beginn der Problematik nicht bei Paulus, sondern bei Jesus sah. Franz Bugge definierte 1992 (15) „die Bibel als zutiefst gewalttätiges und inhumanes Buch“, und Gerd Lüdemann übte 2012 massive Kritik an der Haltung des Paulus. In einem weiteren Schritt greift K o l l m a n n von der deutschen auf die internationale Forschung aus und entwickelt daraus einen wohlponderierten Forschungsbericht. Den Abschluss der Einleitung bilden (24) „[t]erminologische Klärungen“, welche antike Begriffsvielfalt – erschwert noch durch die Bibelübersetzungen – Sklav\*innen bezeichnet. (26) „Zielsetzung der vorliegenden Studie“ ist es, (27) „die in den neutestamentlichen und frühen außerkanonischen Schriften erkennbare Haltung der christlichen Autoren zur Institution der Sklaverei präzise herauszuarbeiten und unter Einbeziehung der Frage nach Alleinstellungsmerkmalen vergleichend in ihr antikes Umfeld einzuordnen.“

Hiezu ist es unabdingbar, das Wesen der Sklaverei zu beleuchten. Das macht K o l l m a n n in zwei ausführlichen Kapiteln: „Sklaverei in der griechisch-römischen Antike“ und „Antikes Judentum und Sklaverei“. Diese ca. 90 Seiten (28–117) sind eine fundierte kultur-

geschichtliche Einführung in das schwierige Thema, eigentlich ein Buch im Buch. Schonungslos, mit viel Literatur und ebenso umfangreichen wie gut gewählten Zitaten ausschließlich in Übersetzung (aus Columella, Apuleius, Diodor, Velleius, Flavius Josephus und Caesar) beleuchtet der Verfasser (28) „Wesen, Umfang und Bedeutung der Sklaverei“. Ein eigenes Unterkapitel widmet er Platon und Aristoteles, ein weiteres oikonomischen Schriften (mit Schwerpunkt auf Xenophon). Speziell zu (49) „Landsklaven“ schreibt K o l l m a n n einen Abschnitt zu römischen Agrarschriftstellern (Cato, Varro und Columella) und gültig für alle noch einen zu (56) „Freilassung und Freikauf von Sklaven“. Zeitlich gleichsam vorgelagert ist ein Passus zur (66) „Sklavenflucht“ und einer zu (73) „Sklavenaufständen“ (mit vielen historischen Zeugnissen: Appian, Cassius Dio und Tacitus). Daran schließen stoische Reflexionen an (mit vielen Belegen aus Seneca, Dion Chrysostomos und Epiktet). – Für das Judentum analysiert Bernd K o l l m a n n die Tora, beleuchtet (98) „Ideal und Wirklichkeit jüdischen Sklavendaseins“, fokussiert sich auf die Ausführungen von Philo von Alexandria in *De specialibus legibus* und bespricht zuerst die ablehnende Haltung von Essenern und Therapeuten gegenüber der Sklaverei, dann Aussagen in der jüdischen Weisheitsliteratur.

Mit Kapitel 4 („Das Bild der Sklaverei in den Gleichnissen Jesu“) setzt die Abhandlung neu ein. K o l l m a n n analysiert neun Gleichnisse aus den synoptischen Evangelien, wobei vier doppelt überliefert sind (bei Matthäus und Lukas). – Kapitel 5 („Paulus und die Sklaverei“) beginnt nicht direkt mit den Briefen (und der Apostelgeschichte), sondern mit einem Vorspann zur (140) „Herkunft des Paulus aus einer versklavten Familie“. Zwischen den besprochenen Texten sind allgemeine Abschnitte eingebaut, in denen aber stets Bezug auf die neutestamentlichen Texte genommen wird, z.B. in (158) „Sara und Hagar als Repräsentantinnen von Freiheit und Sklaverei“.

In Kapitel 6 („Ermahnung von Sklaven und Herren in nachpaulinischer Zeit“) stellt Bernd K o l l m a n n Bezüge zur antiken (Haus)wirtschaftslehre her (179): „In der antiken Philosophie und Oikonomik rückt im Beziehungsgeflecht von Ehe, Familie und Hauswesen nur der Hausherr als die in der Sozialordnung überlegene Instanz bezüglich seines Verhaltens gegenüber Frau, Kindern und Sklaven in das Blickfeld. Die Haustafeln des Kolosser- und des Epheserbriefs sind dagegen mit ihren ethischen Weisungen vom Schema der Gegenseitigkeit geprägt. Dass auch Frauen, Kinder und Sklaven als Adressaten der Paränese begegnen, ist ein Alleinstellungsmerkmal und bedeutet eine Aufwertung der betreffenden Personengruppen. Dies gilt nicht zuletzt für den Sklaven, dem Aristoteles noch attestiert hatte, dass er die Vernunft als den Menschen leitendes Vermögen nicht besitze, sondern wie die Tiere eher den Affekten folge.“ Das Spektrum an Empfehlungen reicht von Zurechtweisung bei Hochmut über Anleitung zum Ungehorsam bis zur Aufforderung zur Duldsamkeit.

Auch im 7. und letzten Kapitel („Sklaverei in außerkanonischen Schriften des Urchristentums“) gibt es eine beträchtliche Bandbreite: Neben Aufopferung in die Sklaverei steht Ablehnung des Freikaufs aus Mitteln der Gemeinde und ewige Bestrafung ungehorsamer versklavter Menschen. Eine kritische Sicht gibt es in den Thomasakten (211): „Letztlich gehen die Thomasakten von der Sklaverei als einer unabänderlich zu dieser Welt hinzugehörenden Institution aus. Sie betrachten sie aber als eine inhumane und der Vorstellung von der Gleichheit aller Menschen widersprechende Praxis, die mit dem Evangelium der Freiheit unvereinbar ist und in der himmlischen Welt an ihr Ende kommt.“

Im „Fazit und Ausblick“ beginnt Bernd K o l l m a n n bei der (212) „[a]llgemeine[n] Akzeptanz der Sklaverei in der Antike“ und wendet sich dann den (215) „Besonderheiten der Sklaverei im Judentum“ zu. Er relativiert: „Die sklavenfreundlichen Weisungen der Hauswirt-

schaftsratgeber und Agrarhandbücher sind damit vorrangig vom Gedanken des größtmöglichen ökonomischen Nutzens und nicht in erster Linie von Altruismus geprägt.“ Im Unterschied zum griechischen und römischen Recht stellt die Tora harte Konsequenzen für mutwilliges Quälen und Töten von Unfreien in Aussicht. Bezogen auf die Gleichnisse Jesu schreibt K o l l m a n n von tiefer Verwurzelung (217) „in der antiken Sklavenhalterideologie [...], ohne Kritik daran zu üben.“ In den paulinischen Briefen sieht er ein (219) „[a]mbivalentes Bild“ und (222) „[v]ertane Chancen im nachpaulinischen Zeitalter“. Somit ist der Schluss ernüchternd (227): „Aus heutigem Blickwinkel würde man sich wünschen, das frühe Christentum hätte mit dem Argument der schöpfungsgemäßen Gottebenbildlichkeit eines jeden Menschen grundsätzlicher gegen die Sklaverei Stellung bezogen oder zumindest die Goldene Regel der Bergpredigt programmatisch gegen die Versklavung von Menschen ins Feld geführt. Beides ist nur in den Thomasakten der Fall, denen diesbezüglich eine Leuchtturmfunktion und einsame Ausnahmestellung zukommt. Ansonsten verfolgten das Neue Testament und die frühe außerkanonische Literatur eine sehr eingeschränkte Zielsetzung. Im Mittelpunkt des Interesses stand die Gestaltung der von wechselseitigen Pflichten getragenen Beziehung zwischen Sklaven und Herren im Raum der Gemeinde und des christlichen Hauswesens. Mit der zunehmenden Verdächtigung des Christentums als einer die Gesellschaftsordnung untergrabenden Religion kamen bald besondere Gehorsamsregeln für christusgläubige Sklaven und Sklavinnen in paganen Haushalten hinzu, um das Misstrauen gegenüber der Kirche zu entkräften. Die kritische Auseinandersetzung mit der Sklaverei zählte dagegen nicht gerade zu den Themen, die auf der Agenda der frühchristlichen Autoren weit oben standen.“

Ein Literaturverzeichnis und ein Register (Sachen; antike Personen und Gottheiten; Bibelstellen) beschließen das verdienstvolle Buch, das einen aufgrund seiner Offenheit im besten Sinne nachdenklich zurücklässt.

*Sonja Schreiner*

Johannes von Salisbury (1115/20–1180). *Metalogicon*. Eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Helga Köhler. Stuttgart: Hiersemann Verlag 2025. (Bibliothek der Mittellateinischen Literatur. 19.) XXXVI + 292 S. ISSN 1862-1554. ISBN 978-3-7772-2310-0

Dem Profil der Reihe *Bibliothek der Mittellateinischen Literatur* entsprechend (<https://www.hiersemann.de/Reihen/Bibliothek-der-Mittellateinischen-Literatur-BML/>) bietet der vorliegende Band keinen lateinischen Originaltext, sondern ausschließlich eine moderne deutsche Übersetzung – in diesem Fall die erste Übersetzung der aristotelisch geprägten Abhandlung über die *Artes Liberales* (mit Schwerpunktsetzung auf Grammatik, Logik und Dialektik, somit das Trivium) aus dem 12. Jh. ins Deutsche überhaupt.

Ein Anhang (Abkürzungen, Glossar lateinisch-deutsch, Stellenregister, Namen, Literatur in Auswahl) dient als probates und unverzichtbares Hilfsmittel zur Erschließung der komplexen philosophischen und bildungsgeschichtlichen Hintergründe des *Metalogicon* (ursprünglich: *Metalogicus*) und der für sein Entstehen wichtigen, damals noch jungen Pariser Universität.

Die umfangreiche Einleitung enthält Informationen zu Leben und Werk des Autors, präsentiert den Inhalt des *Metalogicon* (Buch für Buch), diskutiert die Frage der Genrezugehör-

rigkeit (vom Lehrbuch für Studierende über ein didaktisches Manual als Einführung in die „Freien Künste“ und damit in die Philosophie und eine sehr spezielle Autobiographie bis zu einer Streitschrift), stellt das Werk in Beziehung zu Johannes' von Salisbury anderen großen Werken (*Entheticus maior* und *Policraticus*) und berührt damit auf Basis von Selbstzitaten auch die Frage der Werkchronologie (v.a. im Abschnitt [XXIV] „*Metalogicon* und *Policraticus* oder: Zurück zum Baum der Erkenntnis“). In beiden Werken geht es um den Weg zur *beatitudo*; beide sind Thomas Becket zugeeignet (XXV): „Doch schlägt jede Schrift einen anderen Weg ein: Während der *Policraticus* vorwiegend mit Empirie, d.h. mit eigener und fremder Erfahrung an unzähligen Beispielen argumentiert, will Johannes im *Metalogicon* den aus seiner Sicht effektiveren Weg der Theorie und der Methode lehren, die den Menschen urteilsfähig macht. *Beatitudo*, so ist seine Überzeugung, verwirklicht sich nur in der menschlichen Gemeinschaft, für welche die verbale Kommunikation unerlässlich ist, die ihrerseits eine vernunftgesteuerte Redefähigkeit zur Voraussetzung hat.“ Das Motiv des Baumes der Erkenntnis ist im *Policraticus* mit Vergils goldenem Zweig der Tugend verbunden; nur die Schärfe des Verstandes wird eine Unterscheidung zwischen Gut und Böse ermöglichen (XXVII): „Das *Metalogicon* führt aber gerade nicht hin zur Empirie des *Policraticus*, sondern es stellt einen Gegenentwurf dar. Es erklärt das methodische Denken und Urteilen für überlegen gegenüber dem ‚natürlichen‘ Vorgehen nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum. Ein Mensch, der sein Denken gründlich ausgebildet hat und dadurch urteilsfähig geworden ist, braucht nicht jede Erfahrung zu machen, die häufig negative Folgen nach sich zieht, und er braucht auch nicht hunderte oder gar tausende von Beispielen des *Policraticus*. Er kann mit Hilfe seiner Denkfähigkeit und der entsprechenden Methode stets die richtige Entscheidung treffen, und dem haftet nichts Verbotenes an, denn die Rückkehr zum Baum der Erkenntnis ist von Gott gewollt.“ In einem nächsten Schritt analysiert die Verfasserin (XXVIII) „[I]terarische Strategie und Darstellung“, wobei sie besonders Polemik gegen Gegner – allen voran Cornificius –, Satire, Invektive, Humor und Ironie hervorhebt und sich dann dem leser\*innenfreundlichen Aufbau zuwendet (XXIX): „Die vorherrschenden diskursiven Partien des *Metalogicon* beginnen immer mit einer kurzen Definition des folgenden Gegenstandes, um sich dann zu komplexen Satzgebilden zu verbreitern, die geeignet sind, das logische Fortschreiten der Erörterung nachzuzeichnen. Auch in diesem Buch werden Beispiele herangezogen, die Johannes teils bereits in der Literatur vorfand, teilweise aber aus Bereichen der Lebenswelt schöpft, wie z.B. des Militärs oder eines Handwerks. Daß solche Beispiele manchmal auf Kosten des weiblichen Geschlechtes gehen, wird nur heutige Leserinnen stören.“ Dem würde ich so nicht zustimmen, hat es doch zum einen zu jeder Zeit und in jeder Gesellschaft Personen gegeben, die über- und untergriffige, abwertende, verunglimpfende und den höchstpersönlichen Lebensbereich betreffende Aussagen abgelehnt und kritisiert haben. Zum anderen trägt dergleichen Relativierung (auch wenn sie historische Tatsachen betrifft) proaktiv zur Verharmlosung der heute virulenten Problematik (vom *bodyshaming* über Misogynie bis hin zur Belästigung) bei.

Helga Köhler beschließt die Einleitung mit dem Abschnitt (XXIX) „Fremdes Gut“ zu respektvoll als Autoritäten verstandenden Quellen aus den Bereichen Philosophie, Literatur und Theologie, weiters mit einem Passus zu (XXXI) „Sprachliche[m] und Überlieferung“ und schließlich mit einem durchaus kritischen Blick auf die beiden Übersetzungen ins Englische (1955 von D.D. McGarry auf Basis von C.C.J. Webbs 1929 publizierter Ausgabe und 2013 von J.B. Hall, basierend auf seiner und K.S.B. Keats-Rohans Edition aus dem Jahr 1991). Eröffnet hatte sie die Einleitung mit der Frage (XI) „Wozu Logik?“, in ihr eine zeitlos „hochwillkommen[e]“ Disziplin gesehen und dem *Metalogicon* folgerichtig (XIII) „einen hohen

Grad an Allgemeingültigkeit und Aktualität“ zugeschrieben, steht Logik bei Johannes von Salisbury doch (XII) „im Titel dieser Schrift im weitesten Sinn für die sprachliche und kommunikative Eingangsstufe der *Artes Liberales*“.

Den Hauptteil des Buches bildet die deutsche Übersetzung der vier Bücher des *Metalogicon* auf der Grundlage von Halls Edition, (XXXV) „jedoch ohne daß all seine Konjekturen übernommen wurden. Nicht wenige von ihnen sind überflüssig, was an der jeweiligen Stelle begründet ist.“ Wer Text und Übersetzung nebeneinander legt, wird nicht viel Sucharbeit leisten müssen, denn „[u]m den am lateinischen Text interessierten Lesern entgegenzukommen, sind einige Maßnahmen ergriffen worden. So ist paralleles Lesen der Übersetzung und des Originals durch die Angabe von dessen Seitenzahlen am Rand des deutschen Textes möglich. Weiter sind lateinische Begriffe, die in einem speziellen Sinn auftreten, hinter der deutschen Übersetzung in runden Klammern angegeben. Das ist auch dann der Fall, wenn die Übersetzung zu größerer Freiheit genötigt ist. Im umgekehrten Fall konnte es sinnvoll sein, das lateinische Wort unübersetzt stehen zu lassen (z.B. *virtus* oder *ratio*), wenn kein deutsches Wort (oder mehrere Wörter) das Gemeinte angemessen wiedergeben kann.“

Was die Struktur betrifft, hat Helga Köhler nicht nur (XXXIV–XXXV) „[d]ie überlieferten Überschriften der einzelnen Kapitel [...] beibehalten und wörtlich übersetzt, ohne auf die Diskussion einzugehen, ob diese vom Verfasser selbst oder von einem Schreiber formuliert sind“, sondern auch im besonders langen Kapitel 2,20 „Die Lehre des Aristoteles von den Gattungen und Arten, mit vielen Überlegungen und mit dem Zeugnis vieler Schriften untermauert“ (113–135) Zwischenüberschriften eingefügt, um die Übersichtlichkeit zu erhöhen. In einer großen Anzahl von Fußnoten sind relevante Stellen aus dem *Policraticus* ergänzt und Zitate aus der Bibel, aus klassischen und aus zeitgenössischen Autoren kenntlich gemacht, woraus ein dichtes und vielseitiges Gelehrtennetzwerk – insbesondere zu Petrus Abaelard und Bernhard von Chartres, aber auch zu Thomas Becket – ersichtlich wird.

Nach der Lektüre der verdienstvollen Edition (und sämtlicher Paratexte) kann die Eröffnungsfrage „Wozu Logik?“ – vollumfänglich und aus dem Geist der Zeit beantwortet werden.

*Sonja Schreiner*

Christine Schmitz, *Mythen und kein Ende. Zum Umgang mit Mythen in der lateinischen Literatur der Spätantike*. Stuttgart: Anton Hiersemann 2025. (Standorte in Antike und Christentum. 13.) ISSN 2190-8141. 257 S. ISBN 978-3-7772-2312-4. eISBN 978-3-7772-2507-4

Sechs Kapitel (und eine programmatische Einleitung – in der Zählung der Autorin zugleich Abschnitt 1 – zu Untersuchungsgegenstand, Zielsetzung, Methodik und aktuellem Forschungsstand) sind es, die Christine Schmitz benötigt, um ihren Leser\*innen einen Eindruck davon zu vermitteln, welchen Stellenwert und welche Wertigkeit pagane Mythen in der Spätantike – konkreter in der lateinischen Literaturproduktion dieser wechselvollen Epoche – hatten. Begonnen hat alles, wie sie im Vorwort schreibt, mit ihrem Artikel ‚Mythos‘ für das *Reallexikon für Antike und Christentum*; der dort geforderten komprimierten Darstellung steht die ausführliche Abhandlung in der Reihe *Standorte in Antike und Christentum* gegenüber.

„Unterschiedliche Verfahrensweisen im Umgang mit Mythen in der lateinischen Literatur der Spätantike“ stellt Schmitz in Abschnitt 2 vor; damit legt die Autorin ein theoretisches Fundament für ihre umfänglichen Ausführungen und einen Rahmen resp. eine Klammer um

die zahlreichen Beispiele für Mythenadaptation und -dekonstruktion in gleich mehreren Genres und Jahrhunderten christlicher Prägung und ausgeprägt antipaganer Ausrichtung. Im Zentrum stehen (25) „direkte und indirekte Parallelisierungen zwischen mythischen und biblischen Figuren und Erzählungen. Die Formen gegenseitiger Aus-, In- und Nebeneinandersetzungen sind vielfältig: Vergleich, Intertextualität, Konfrontation, Konvergenz, Substitution oder auch bloßes Nebeneinander.“ Bereits in diesem Eröffnungskapitel arbeitet Schmitz mit vielen Texten (stets im Original und in Übersetzung), um ihre Ausführungen zu Wundererzählungen und zur Gegenüberstellung von Goldenem Zeitalter und biblischem Paradies in der praktischen Umsetzung zu illustrieren. Dazu stellt sie signifikante Passagen aus Dracontius, Paulinus von Nola, Ausonius und Ambrosius den entsprechenden Abschnitten aus Cicero, Vergil und Ovid gegenüber.

In Abschnitt 3 („Mythen als Exempla in unterschiedlichen Verwendungskontexten“) verdichten sich die Beispiele für die effektive Umsetzung der theoretischen Konzepte in der literarischen Praxis, wobei es stets um Abwertung des paganen Vorbilds bei gleichzeitiger Aufwertung der christlichen Um- oder Neudeutung geht. Dabei ist eine der wichtigsten Funktionen des Mythos keineswegs neu, bleibt er doch (45) „Vergleichsfolie“, wie Schmitz in Gegenüberstellung von Ambrosius, Paulinus von Nola, Hieronymus, Augustinus und Boethius auf der einen und der *Odyssee* und einer Fülle bekannter mythologischer Figuren auf der anderen Seite erläutert: Tantalus, Daphne, Orpheus und Eurydike und Hippolytus werden einer Neubewertung unterzogen und aktualisiert. Im Vergleich mit Martial erweist Schmitz die (58) „Hinrichtung eines Märtyrers als mythologische Inszenierung“ und betont die Wichtigkeit des Mythos in der Panegyrik, z.B. bei Claudian. Durch die Analyse zahlreicher Texte aus unterschiedlichen Genres ergeben sich weiterführende Interpretationsansätze zu einzelnen Autoren und somit wichtige Erkenntnisse für die spätantike Literaturgeschichte: Analogien und Abweichungen, Muster und (Kontrast)imitationen werden auf diesem Weg sichtbar und nachvollziehbar.

Noch stärker ins Detail gehen die Abschnitte 4–6 („Christlicher Wahrheitsanspruch gegenüber den ‚Lügen‘ der Dichter“; „Christliche Strategien im Kampf um die Deutungshoheit über Mythen“; „Mythenkritik ist Götterkritik“), die in engem Zusammenhang stehen. Christine Schmitz beginnt mit einer programmatischen Feststellung (80): „Formen der Konvergenz im Sinne einer Identifizierung mit christlichen Glaubensinhalten, aber auch der polemischen Abgrenzung finden sich vor allem bei allgemeinen kosmologischen und anthropologischen Themen.“ Ovids Welterschöpfung in den *Metamorphosen* und die entsprechende Darstellung in der *Genesis* stehen folgerichtig im Fokus des Interesses von Paulinus von Nola. Ein anderes beliebtes Thema für Kritik ist die insinuierte pagane Leichtgläubigkeit bezogen auf wundersame Mischwesen und monströse Kreaturen, was mit der Charakterisierung von Ovids Verwandlungsepos als (94) „Bibel der Heiden“ untrennbar verbunden ist. Tertullian und Minucius Felix wertet Schmitz unter den Gesichtspunkten Apotheose, Leben nach dem Tod und Auferstehung aus, Ambrosius macht sie für die Gegenüberstellung von Unterweltstrafen und Jüngstem Gericht fruchtbar und konstatiert (97): „Aus aufgeklärter Sicht der Nicht-Christen waren mythologische Vorstellungen über die postmortale Existenz [...] durchaus vergleichbar mit der christlichen Auferstehungshoffnung.“ Bei Laktanz erfährt das Goldene Zeitalter eine christliche Umdeutung; Tertullian übt wortgewaltige Kritik am Polytheismus und der anthropomorphen Darstellung der paganen Gottheiten, etwa wenn er im *Apologeticum* Homer (unter Einsatz eines Hapaxlegomenon) als *dedecorator* bezeichnet; Minucius Felix, Arnobius von Sicca und Prudentius entwickeln die Kritikwürdigkeit der theatralischen

Zurschaustellung der allzumenschlichen göttlichen Verhaltensweisen wirkungsstark weiter. Christine S c h m i t z entfaltet damit ein lehrreiches Kaleidoskop literarischer Umsetzung spätantiker Sichtweisen und kommt unter Heranziehung von Paulinus von Nola und Sedulius zu dem Schluss (135): „Der Anspruch auf Wahrheit, der gegen die ‚Lügen‘ der Dichter erhoben wird, durchzieht als leitender Gedanke die Argumentation christlicher Autoren. Bezeichnenderweise kann das Adjektiv ‚dichterisch‘ (*poeticus*) synonym mit ‚mythisch‘, ‚mythenreich‘ (*fabulosus*) verwendet und mythenhaltige Dichtung wiederum mit ‚pagan‘ gleichgesetzt werden.“ Damit einher geht die Verdammung des Polytheismus (zuzüglich der euhemeristischen Erklärung, die paganen Gottheiten seien Menschen gewesen) zugunsten der christlichen Gotteslehre, z.B. bei Prudentius oder Isidor, die Ablehnung allegorischer Mythen- und Gleichsetzung von Mythen- und Götterkritik (174): „Eine christliche Neuerung im polemischen Umgang mit Mythen ist in der ständigen Konfrontation der als unsittlich und sterblich diskreditierten paganen Götter mit dem einzigartigen, ewigen christlichen Gott zu sehen.“ Aussagekräftige Passagen findet S c h m i t z bei Arnobius, Firmicus Maternus, Minucius Felix, Prudentius, Laktanz und Klemens von Alexandrien; angeprangert wird Immoralität in allen erdenklichen Facetten (Ehebruch, Inzest, Päderastie, Eigentumsdelikte); dazu kommen fehlende Allmacht und letztlich eingeschränkte Unsterblichkeit.

Der abschließende Abschnitt 7 („Danaë und Maria: Konvergenz und Konkurrenz“) demonstriert an einer besonders aussagekräftigen Gegenüberstellung die Fruchtbarmachung des – oder besser: eines – Mythos im christlichen Umfeld. Christine S c h m i t z spannt den Bogen von Terenz über Donat bis Augustinus und Firmicus Maternus, der in Daphne das positive Gegenbild zu Danaë sieht. Bei allen Vergleichsmöglichkeiten zentral ist aber die aus christlicher Sicht unleugbare Unvergleichlichkeit Marias (223): „Als Gemeinsamkeit zwischen Danaë, der Mutter des Perseus, und der Gottesmutter Maria konnte die Geburt eines Sohnes ohne geschlechtliche Vereinigung mit einem Mann angeführt werden, sei es als Parallele, sei es als Kontrast. Aus christlicher Perspektive sollte das Paradoxon der Parthenogenese aber allein der Gottesgebälerin Maria vorbehalten bleiben.“ S c h m i t z exemplifiziert das an den Zugängen von Tertullian, Justin dem Märtyrer und Hieronymus.

Ein umfangreiches Literaturverzeichnis, das sich bei der Ergiebigkeit des Themas wenig überraschend noch deutlich erweitern ließe, und ein nützliches Register runden den informativen und gehaltvollen Band ab – ein Buch, das hält, was bereits der plakative Titel versprochen und Christine S c h m i t z in Vorwort und Einleitung angekündigt sowie an einer Fülle von Texten demonstriert hat.

*Sonja Schreiner*

Veronika Führer (Hg.), Das Tagebuch des Astronomen Johann Friedrich Julius Schmidt 1862–1882. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2025. (TRANSCRIPTIONES. 2.) 460 S. Ill. DOI: [10.1515/9783111405070](https://doi.org/10.1515/9783111405070)

Mit der Edition des Tagebuchs von Johann Friedrich Julius Schmidt liegt erstmals ein umfangreiches und bislang kaum erschlossenes Quellenkorpus zur Astronomie- und Kulturgeschichte des 19. Jh. vor. Schmidt (1825–1884), seit 1858 Direktor der Athener Sternwarte, gehört zu den prägenden Figuren der europäischen Astronomie, der zugleich ein dichtes Netzwerk in die Archäologie, die Diplomatie und die gelehrte Gesellschaft Athens knüpfte. Dass

sein privates Tagebuch über zwanzig Jahre hinweg erhalten ist, markiert einen Glücksfall für die historische Forschung.

**Aufbau und Inhalt:** Der Band gliedert sich in eine einleitende Studie, die biographische und institutionelle Kontexte erschließt, eine detaillierte Beschreibung der Handschrift und ihrer Bestandsgeschichte sowie in die eigentliche Transkription der Tagebuchaufzeichnungen. *Führer* eröffnet mit einer quellengeschichtlichen Einleitung, die die schwierige Identifizierung des Autors nachzeichnet: Erst durch einen Schriftvergleich mit Briefen aus den Heinrich-Schliemann-Papers konnte Katharina Brandt 2022 zweifelsfrei die Autorschaft Schmidts belegen. Diese editorische Vorgeschichte, die auch Irrtümer früherer Zuschreibungen dokumentiert, verdeutlicht, wie komplex und mühsam der Weg von einem anonymen Manuskript zur wissenschaftlich verwertbaren Quelle sein kann.

Die biographischen Kapitel bieten eine fundierte Einführung in Schmidts Lebensweg: von der Jugend in Eutin über seine Ausbildung in Hamburg, Düsseldorf, Bonn und Olmütz bis hin zum entscheidenden Ruf nach Athen. Hier entfaltet sich das reiche Panorama seiner wissenschaftlichen und sozialen Verflechtungen. Besonders instruktiv ist die Darstellung seiner Netzwerke, die über 1000 im Tagebuch namentlich erwähnte Personen umfassen, von Diplomaten und Archäologen über Naturwissenschaftler bis hin zu Mitgliedern der griechischen Königsfamilie.

**Thematische Schwerpunkte:** Das Tagebuch dokumentiert nicht nur astronomische Beobachtungen, sondern reflektiert auch Schmidts vielseitige Interessen: seismologische Studien, archäologische Unternehmungen, botanische Notizen und detailreiche Beobachtungen zur Stadt- und Kulturgeschichte Athens. Hinzu kommen Einblicke in seine persönliche Lebenswelt: Träume, spiritistische Spekulationen und Okkultismus, die im 19. Jh. keineswegs randständig, sondern Teil einer breiteren ‚gebildeten‘ Auseinandersetzung mit Wissenschaft und Glauben waren. Gerade diese Passagen eröffnen spannende Perspektiven auf die Grenzbereiche zwischen Empirie und Deutung, Naturwissenschaft und Weltanschauung.

Darüber hinaus erlaubt das Tagebuch eine feinmaschige Rekonstruktion der Entwicklung Athens in der zweiten Hälfte des 19. Jh. Die Verbindungen Schmidts zu archäologischen Kreisen, etwa zum Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institut, spiegeln die enge Verflechtung von Natur- und Altertumswissenschaft in dieser Zeit. Auch Schmidts Beziehungen zu Hof und Diplomatie geben dem Band eine hohe kulturhistorische Relevanz.

**Edition und Kommentar:** Die editorische Leistung besteht nicht allein in der akribischen Transkription, sondern vor allem in der dichten Kommentierung und der Anlage von ausführlichen Personen- und Ortsregistern. Damit wird der Band zu einem echten Arbeitsinstrument: Forschende können sich nicht nur auf die Authentizität der Textwiedergabe verlassen, sondern erhalten zugleich zahlreiche Anhaltspunkte zur Identifikation der im Tagebuch erwähnten Personen. Dies ist angesichts der enormen Zahl an Namen, darunter viele bislang unbekannte oder schwer greifbare Akteure, eine editorische Meisterleistung.

Die Einleitung geht zudem auf die materiellen Aspekte des Tagebuchs ein (Papier, Bindung, Tinte, Restaurierung), was die Handschrift auch für buch- und schriftgeschichtliche Forschungen anschlussfähig macht. Besonders nützlich sind die Passagen zur Überlieferungs- und Provenienzzgeschichte, die die verschlungenen Wege des Manuskripts im Archiv des DAI Athen aufzeigen.

**Würdigung und Kritik:** *Führer*s Edition ist in mehrfacher Hinsicht verdienstvoll: Sie erschließt ein neues, reichhaltiges Quellenkorpus; sie kontextualisiert Schmidts Biographie

und Netzwerke in vorbildlicher Weise; und sie liefert eine Grundlage für künftige Forschungen, die sowohl die Wissenschafts- als auch die Kulturgeschichte des 19. Jh. betreffen.

Kritisch einzuwenden ist lediglich, dass die thematische Auswertung des Materials aus Platzgründen oft nur cursorisch bleibt. Gerade die spannenden Schnittstellen zwischen Astronomie und Archäologie, zwischen Wissenschaft und Spiritismus hätten eine noch intensivere Analyse verdient. Auch eine stärker vergleichende Perspektive, etwa im Hinblick auf andere Tagebuchschreiber der Gelehrtenwelt, könnte die Bedeutung der Quelle zusätzlich schärfen. Diese Einschränkungen mindern jedoch nicht den Wert der Edition, sondern markieren vielmehr Desiderate für künftige Arbeiten.

Fazit: Der Band stellt eine wichtige editorische Leistung dar, da er den Zugang zu einer bislang unerschlossenen Quelle eröffnet. Er bietet Anknüpfungspunkte sowohl für die Astronomie- und Wissenschaftsgeschichte als auch für kultur- und stadtgeschichtliche Fragestellungen. Durch die zuverlässige Transkription und die hilfreichen Register entsteht ein solides Arbeitsinstrument, das künftige Forschungen in verschiedenen Disziplinen erleichtern dürfte. Insgesamt ein herausragendes Beispiel für die gelungene Verbindung von akribischer Editionsarbeit und kulturhistorischer Kontextualisierung und ein Werk, das das Bild von Johann Friedrich Julius Schmidt und seiner Zeit erheblich vertieft wird.

Doris Vickers

Christian Lung, *Coniuratio Catilinae*. Ein Comic als Sallust-Lektüre. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. 64 S. Ill. ISBN 978-3-525-70019-8

Der vorliegende Comic zu Sallusts *Coniuratio Catilinae* setzt die von Michael Hellmich begründete Comic-Reihe (bisher: Caesar, Der Gallische Krieg; Ovid, Verwandlungsgeschichten) fort. Der Aufbau entspricht daher dem Schema, einen didaktisch aufbereiteten Originaltext mit einer dazugehörigen Comicseite zu ergänzen. Dieses 2-Seiten-Prinzip wird weitgehend eingehalten: Für 21 Texte soll zuerst eine (lateinische) Comic-Fassung auf der linken (A4-)Seite ein erstes grundlegendes Textverständnis ermöglichen und sprachlich schwierige Passagen entschärfen. Im Anschluss soll/kann sich die Lerngruppe dem Originaltext widmen, der in kolometrischer Darstellung auf der rechten Seite abgebildet ist. Erschließungs- und Interpretationsaufgaben komplettieren die jeweilige Textsequenz. Der Erwartungshorizont zu diesen anhängigen Fragen sowie Musterübersetzungen zu den lateinischen Texten können dem dazugehörigen Lehrer\*innenband (als E-Book erhältlich) entnommen werden – eine Neuerung zu den beiden Vorgänger-Comics.

Außerdem bietet der vorliegende Band einleitende Abschnitte zu Sallusts Sprache, (lateinische) *dramatis personae* und eine Zusammenfassung zur Geschichte der Späten Republik. Diese deutschen Texte sind schüler\*innenorientiert formuliert und eignen sich dadurch gut zum Einsatz in der Klasse. Weiteres Zusatzmaterial kann über QR-Codes bezogen werden.

Ein derartiger Fokus auf Inhalt (zuerst über Bilder, dann über Aufgaben zur sprachlichen und inhaltlichen Erschließung) kann nur begrüßt werden, zumal bei sprachlich anspruchsvoller Materie. Der didaktische Einsatz des Comics als Hybridmedium zwischen Text und Bild scheint außerdem durch die medienkulturelle Entwicklung der Gegenwart gerechtfertigt. Die konkrete bildnerische Umsetzung (bunte händische Zeichnungen einer akademischen Illustratorin anscheinend ohne Einsatz von KI) bedient sich einerseits archäologischer Befun-

de und andererseits popkultureller Referenzen. Ob sie den Geschmack des jeweiligen (jungen) Publikums trifft bzw. ansprechend und einladend wirkt, muss wohl im Einzelfall entschieden werden.

Insgesamt eignet sich der schmale Band ausgezeichnet für den Einsatz in der Schule, für Österreich würde sich dabei sowohl vierjähriger als auch sechsjähriger Lateinunterricht anbieten (Modul: Politik und Rhetorik).

*Nina Aringer*

Michael Feller, Lateinischer Reiseführer. Exkursionen und Studienfahrten mit Latein-Effekt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2025. 68 S. III. ISBN 978-3-525-71166-8

Das vorliegende Büchlein beinhaltet eine Sammlung von Spaziergängen (*itinerata*) in Städten aus dem Umfeld Deutschlands (Prag, Breslau, Stettin, Zwole, Maastricht, Straßburg, Basel und Salzburg). Lateinische Texte aus verschiedenen Genera und Epochen illustrieren einzelne Stationen dieser Wege und wollen dabei Vielfalt und Bedeutung der klassischen Sprache aufzeigen. Zu Beginn jedes Abschnitts verweist eine Graphik auf die Abstände des aktuellen Reiseorts zu den jeweils benachbarten deutschen Großstädten, und nach einer sehr knappen allgemeinen Einführung in die jeweilige Stadt folgt meist schon das erste lateinische Zitat (inklusive Übersetzung). Einzelne Sehenswürdigkeiten des Reiseorts werden durch bunte Abbildungen und lateinische Zitate dargestellt, jeweils im Umfang zwischen fünf und fünfzehn A5-Seiten. Zusatzmaterial und Unterrichtsvorschläge für Lehrkräfte können über QR-Codes am Ende jedes Kapitels bezogen werden.

Teilweise werden etwas überraschende Aspekte für Stadtbetrachtungen gewählt bzw. Texte ohne Bezug zum jeweiligen Ort, z.B. liegt bei Salzburg der Fokus auf Tierdarstellungen, vor allem aus der *Naturalis Historia* des Älteren Plinius.

Nicht ganz nachvollziehbar ist die Entscheidung, welche Texte und Inschriften ausschließlich lateinisch bleiben, übersetzt oder nur in Übersetzung präsentiert werden, im letzten Abschnitt über Salzburg finden sich z.B. gar keine Originaltexte mehr.

Alles in allem ist der handliche und leicht lesbar verfasste Band brauchbar als Ergänzung für herkömmliche Touren, ob für schulische Reisen oder interessierte Lai\*innen auf Entdeckungstour.

*Nina Aringer*

Chiara Riccardi, Tradurre dal greco e dal latino. Milano: LED Edizioni Universitarie di Lettere Economia Diritto 2025. (Strumenti e sintesi. 10.) 110 S. ISSN 3035-3092. ISBN 978-88-5513-186-5

Il volume affronta il tema della traduzione dal greco e dal latino dal punto di vista del discente cui viene richiesta la traduzione di ‘versioni’. Come è noto, le italiane *Indicazioni nazionali di lingua e cultura greca e di lingua e cultura latina* (D.I. 211/2010), attualmente in corso di revisione, prevedono che lo studente, a conclusione del quinquennio del liceo classico, pratichi “la traduzione non come meccanico esercizio di applicazione di regole, ma come strumento di conoscenza di un testo e di un autore che gli consente di immedesimarsi in un mondo diverso dal proprio e di sentire la sfida del tentativo di riproporlo in lingua

italiana”. In consonanza con le menzionate *Indicazioni nazionali*, la seconda prova dell’esame di Stato prevede una traduzione dal greco o dal latino. (Sull’esame di Stato, si veda Rosa, in Giovanna Alvoni, Roberto Batisti, Camillo Neri, Pietro Rosa, *Didattica del greco antico. Modelli, metodi e percorsi per l’insegnamento*, Roma 2025, 149–194.) L’autrice sottolinea (9) che la pratica didattica della versione con l’impiego del ‘libro di versioni’ decontestualizza il brano proposto alla lettura, comprensione e traduzione da parte del discente, il quale non si interroga sul contesto in cui è stato scritto un determinato testo e come esso sia arrivato sino a noi, ma prima di tutto si butta sul vocabolario alla ricerca dei singoli termini in base alla loro successione nel testo. (Sui versionari si veda Serena Citernesì, *Versionari nel Duemila? Riflessioni sulle pratiche traduttive dalle lingue classiche nei trienni liceali*, Atene e Roma 17 [2023], 84–99.) Scopo del volume è guidare il discente in quel processo di comprensione di un brano in prosa greca o latina che ha come obiettivo la sua traduzione in un’altra lingua (lingua d’approdo).

A questo fine il primo capitolo (“1. Che cos’è un testo”, 11–48) si sofferma su micro e macrocontesto di un brano proposto per la traduzione, distingue diversi tipi testuali (narrativo, descrittivo, argomentativo, informativo), ne sottolinea le diverse funzioni (emotiva o espressiva, metalinguistica, referenziale o denotativa, conativa, fatica, poetica) nonché i requisiti (coesione, coerenza, intenzionalità, accettabilità, informatività, situazionalità e intertestualità) ed i principi regolativi (efficienza, effettività, appropriatezza). Si sofferma, inoltre, sulla trasmissione delle opere greche e latine in quanto “chi si accosta ad un testo per darne una traduzione deve tener conto, in fase di comprensione, del complicato percorso che ciò che leggiamo oggi ha compiuto per arrivare fino a noi” (35). Nel secondo capitolo (“2. Che cosa significa tradurre un testo classico”, 49–55) viene data una definizione di ‘tradurre’ (49): “L’azione che si fa quando si parte da un testo sorgente (prototesto) e si produce un testo di arrivo (metatesto) in italiano si indica con il termine *tradurre*”. Dopo un *excursus* sui verbi greci e latini connessi con il tradurre, l’autrice si pone dal punto di vista del discente che si chiede se deve tradurre parola per parola oppure liberamente (52). A questa domanda di primaria importanza Riccardi risponde in termini di fedeltà e lealtà (53–54): “l’attaccamento al testo, la fedeltà al dettato, possono essere seguiti fin quando non pregiudichino la traducibilità del testo stesso, la sua corretta espressione, e quindi una corretta comprensione, nella lingua di approdo. Possono mantenersi, quindi, fin tanto che attaccamento e fedeltà non implicino una mancanza di lealtà verso il testo stesso”. Il terzo (57–64) ed il quarto (65–92) capitolo recano entrambi il titolo “Come affrontare una traduzione”. Nel terzo capitolo, dal sottotitolo “L’impatto con il testo”, l’autrice sottolinea che la prima operazione, davanti ad un brano da tradurre, non è aprire subito il dizionario, come fanno molti studenti (57), ma leggere più volte il brano nella sua interezza, per ricavarne indizi circa il macro ed il microcontesto dell’atto comunicativo oggetto di attenzione. Riccardi dedica la dovuta attenzione a punteggiatura e particelle, per poi passare, nel quarto capitolo, a “L’analisi del testo”. A tal fine il testo andrà scomposto in tutte le sue componenti ed andranno individuati dapprima i singoli periodi, successivamente le singole frasi. In ogni frase andrà analizzata la forma di ogni elemento (analisi morfologica) interrogandosi sul suo significato (analisi semantica del lessico). All’analisi sintattica devono, quindi, seguire quella morfologica e semantica. Il modello utilizzato dall’autrice per l’analisi sintattica è quello dell’analisi logica e periodica. Non vi è alcun riferimento al modello valenziale o della verbodipendenza, benché esso sia menzionato nelle *Indicazioni nazionali di lingua e cultura latina*. (A questo proposito si veda Batisti, in Giovanna Alvoni, Roberto

Batisti, Camillo Neri, Pietro Rosa, *o.c.* 78.) Nel quinto capitolo (“5. L’approdo in italiano: per una traduzione corretta”, 93–94), infine, l’autrice riprende i suggerimenti impartiti sino a quel momento sintetizzando in tredici punti le azioni da compiere per giungere ad una traduzione corretta. Segue un’appendice (“Appendice. Anche l’intelligenza artificiale [ancora?] sbaglia”, 95–102) che riporta i risultati di una richiesta di analisi e traduzione di un brano di Cesare rivolta all’intelligenza artificiale. Oltre ad invitare a richiedere sempre all’intelligenza artificiale le sue fonti di riferimento (95), l’autrice mette in rilievo come la risposta dell’intelligenza artificiale, nell’esperimento menzionato, risulti insoddisfacente da più punti di vista. Chiude il volume una bibliografia (103–107) dei “Testi citati” e della “Bibliografia consigliata”, da integrare con la sitografia cui si può accedere tramite il QR Code riportato a p. 109.

Con questo volume l’autrice offre, quindi, a discenti e docenti liceali ed universitari un utile esempio di procedura, comprensiva di varie fasi, finalizzata alla comprensione e traduzione in un’altra lingua di un brano greco o latino decontestualizzato, secondo la diffusa pratica della ‘versione’, che in passato era proposta priva di pre-testo e post-testo, diversamente da quanto avviene generalmente oggi, in séguito all’animata discussione che ha portato a modificare la seconda prova dell’esame di Stato a partire dal 2019. (Si segnalano i seguenti refusi: a p. 13 r. 16 si dovrà leggere “ricevere” invece di “riceve”, a p. 33 r. 5 “Eratostene” invece di “Eratostane”, a p. 82 r. 17 “alveari” invece di “alverari”, p. 83 r. 22 “decapitati” invece di “decapitato”, a p. 86 r. 21 “Tornando” invece di “Tronando”, p. 103 r. 18 “Brindesi” invece di “Birindesi”.)

*Giovanna Alvoni*